3

Loango.

Eine Negergeschichte

für

die Jugend und deren Freunde.

Von

Franz Hoffmann.

Mit vier Stahlstichen.

Zweite Auflage.

Stuttgart.

Verlag von Schmidt & Spring.

1848.

Erstes Kapitel.

Der Panther.

An der Westküste von Afrika, dort, wo die Sonne fast senkrecht ihre brennenden Strahlen auf die Scheitel der Einwohner versendet und die Haut der Eingebornen mit der Schwärze des Ebenholzes färbt, lag, eine kleine halbe Stunde von dem Meeresufer entfernt, eine niedere, von Bambusstäben errichtete und mit Palmblättern gedeckte Hütte. Ein weiter Hofraum, rings von einem leicht gezimmerten Gatter eingefaßt, und mit feinem, gelben Sande bestreut, umgab sie. Außerhalb des Gatters, an verschiedene Orte zerstreut, erhoben sich einige luftig gebaute Ställe, in welchen der Besitzer der Hütte seine Heerden vor den räuberischen Zähnen mordgieriger Thiere, vor den Klauen der starken Löwen, der blutdürstigen Panther und Leoparden, der reißenden Schakals und tückischen Hyänen bewahrte. Kaum hundert Schritte von dem Gehöfte entfernt, rollte ein schmaler aber

reißender Strom seine blitzenden, fischreichen Wellen murmelnd und plätschernd dem nahen Meere zu. Seine Ufer waren von grünen Rasen und blühendem Gesträuch eingefaßt, aus dessen Schatten die bald lieblichen, bald kreischenden Stimmen munter umher hüpfender Vögel erschallten. Verschiedene Arten von Palmbäumen, Kokospalmen, Dattelpalmen und Sagopalmen erhoben hie und da ihre schlanken himmelanstrebenden Stämme und neigten ihre prachtvollen Kronen leise rauschend vor dem Hauche eines sanften Westes, der kühlend und erfrischend von dem Meere herüber wehte. In geringer Entfernung von der Hütte erstreckten sich lang hin sorgsam gepflegte Mais- und Kornfelder, deren reichlicher Ertrag die Bewohner der Hütten mit Lebensmitteln für sich selbst und ihre Heerden versorgte. Weiterhin dämmerte bis in unabsehbare Fernen hin ein dichter Wald, durchschnitten von Bächen, welche, hie und da Sümpfe und Moräste bildend, den Geschöpfen der Wildniß willkommene Trink- und Badeplätze gewährten. Das dumpfe Gebrüll der Bestien drang oft zu den Ohren der Hüttenbewohner, schreckte sie mitten in der Nacht aus dem Schlafe auf und beunruhigte die Heerden, welche stöhnend und sich jämmerlich geberdend ihre Angst zu erkennen gaben. Ein Paar wohl

angebrachte Feuer, einige Büchsenschüsse und die Töne eines großen Muschelhornes verfehlten jedoch selten, die Thiere vor der einsamen Hütte weit entfernt zu halten.

Es war um die zweite Stunde in der Nacht. Der Vollmond stand am unbewölkten Himmel, und ergoß sein mildes, geisterhaftes Licht über die weiten Flächen von Afrika. Eine süße, heilige Ruhe lag über der Negerhütte. Menschen und Thiere schlummerten. Kein Laut unterbrach die tiefe Stille, als mitunter das aus weiter Ferne herüberschallende, dumpfe Gemurr des Wüstenkönigs. Die drohenden Töne erklangen jedoch nicht stark genug, die Schlafenden aus ihrer Versunkenheit und Vergessenheit alles Irdischen aufzuschütteln. Selbst die Pferde, die Büffel, die Ziegen in den verschiedenen Ställen rührten sich nicht.

Plötzlich rasselte es im nahen Gebüsch. Das leise Geräusch kam von jenseits des Stromes herüber. Ein schnell wiederholtes Plätschern und Schlürfen wurde hörbar. Einem geübten Ohre würde es nicht schwer geworden sein, die Ursache des schwachen Geräusches zu ermitteln. Irgend ein großes, reißendes Thier mußte durch das Gebüsch gedrungen sein, um seinen Durst im rasch dahin fluthenden Stromwasser zu löschen.

Das Plätschern und Schlürfen hörte wieder auf, und es war einige Sekunden hindurch Alles ruhig. Nichts regte sich. Jetzt aber rauschten wieder die Gebüsche; dürre Zweige krachten und splitterten, und ein lautes Schnaufen machte sich vernehmbar. Jedoch nicht mehr von jenseits des Stromes erschallte das Geräusch; es klang näher und drohender. Das Thier mußte mit einem mächtigen Satze auf das diesseitige Ufer gesprungen sein.

Wieder war es eine Weile still.

Im innern Raume der Hütte, wo die Familie auf weichen Lagern von Maisstroh, Palmblättern und Riedgras schlummerte, regte sich's. Ein schlanker Knabe richtete sich in die Höhe, rieb sich die Augen, und horchte angestrengt.

„War mir's doch, als hätte ich's draußen knistern und knattern hören," murmelte er. „Sollte ein Feind nahe sein?"

Er horchte und horchte und saß unbeweglich; aber er vernahm kein Geräusch mehr; nicht das leiseste Zeichen einer drohenden Gefahr drang in sein Ohr. Die Heerden waren ruhig; der Bach murmelte, und ein leiser Wind rauschte kaum vernehmbar durch das Geblätter des ringsum wuchernden Gesträuchs.

„Ob ich den Vater wecke?“ fragte er sich selbst. „Gewiß, es ist besser, ich störe ihn in seiner Nachtruhe, als daß ich unsere Heerden der Gefahr aussetze, zerrissen zu werden.“

Und schon erhob er die Hand, um den neben ihm Schlummernden seinem Schlafe zu entreißen, als er, von einem andern Gedanken ergriffen, wieder inne hielt. Der Vater schlief so süß, so fest, so ruhig. Warum ihn durch die Warnung vor einer Gefahr erschrecken, die vielleicht gar nicht vorhanden war. Der Knabe lauschte noch einige Sekunden gespannt auf jedes verdächtige Geräusch. Als er nicht das Mindeste mehr vernahm, lächelte er, und legte sich wieder nieder.

„Ich muß geträumt haben,“ murmelte er vor sich hin, und schloß die Augen. „Loango hält ja auch Wache. Er wird uns schon wecken, wenn es nöthig ist.“

Wenige Minuten nachher verriethen seine regelmäßigen Athemzüge, daß er von Neuem eingeschlafen sei.

Draußen blieb indeß Alles ruhig. Eine Viertelstunde verging — nichts regte sich. Aber jetzt — jetzt rasselte es wieder, jetzt rauschte wieder das Gebüsch — näher, immer näher erklang das leise, drohende Knicken und Brechen. Die Zweige

und Kronen des Gesträuchs am Bache schwankten und beugten sich vorwärts, auf die Seite; schnellten wieder zurück, zusammen. Im hellen Mondlichte hätte ein wachsames Auge Alles sehen, Alles bemerken können. Am Saume des Gebüsches schlich es entlang, vorsichtig, leise auftretend nach Katzenart. Nun wurde eine breite Tatze im Mondlichte sichtbar; ein Schritt und noch einer, und aus dem Dickicht hervor trat ein bunt gefleckter, mächtiger Panther. Am Saume des Gebüsches blieb er stehen, schlug seine Weichen mit dem langen, schwarz getüpfelten Schweife, und schaute, den Kopf nach allen Seiten wendend, vorsichtig umher. Seine großen, tückischen, gelben Augen funkelten in Mordgier und Blutdurst, wie glühende Kugeln. Sie schienen elektrische Funken zu sprühen.

Eine ganze Weile stand der Panther auf der Lauer. Als er Alles ruhig fand, schlich er leise vorwärts, dem Stalle zu, in welchem eine Heerde Schafe schlummerte ohne Ahnung des Unheils, das langsam, aber sicher näher und näher drohte. Dreimal umging der Panther den Stall, ihn aufmerksam betrachtend, wie um eine Oeffnung zu finden, die ihm freien und ungehinderten Einlaß gestatten könne. Aber der Stall war gesichert

auf allen Seiten; die Vorsicht Zambo's, des Negervaters, hatte für unberufene Gäste Gitter und Wände, trennende Schranken, aufgeführt. Sichtbar mißmuthig blieb der Panther stehen, und starrte den Stall an. Die Gerüche, die aus ihm hervordrangen, reizten seine Gier; er schnaufte und schnupperte, und knirschte mit den Zähnen, aber leise und kaum vernehmbar. Endlich drehte er dem Stalle den Rücken zu, und ging langsam zurück, sich wieder dem Gebüsche nähernd.

Die armen Schafe schienen gerettet.

Doch halt! da wendet er sich um, da steht er wieder, abermals die glühenden Augen brennend auf das Ziel seiner Raublust geheftet.

Bedächtig legt er sich auf den Boden, und streckt seine gewaltigen Glieder lang aus. So lag er eine Minute, zwei Minuten, fünf Minuten.

Ha, jetzt erhob er sich, duckte sich, sprang auf, rannte vorwärts in mächtigen Sätzen — hussah, das war ein Spung! Wie ein Pfeil flogen seine schlanken Glieder auf das Dach des Stalles. Die leichte Bedeckung knackte und knitterte unter seinen Füßen. Er riß sie vollends mit den Klauen aus einander, und die Sparren, die Latten, aus leichtem Bambusrohr gefertigt, flogen zersplittert rechts und links auf die Erde hinab.

Die ganze Hütte wankte unter der schweren Last des starken Thieres. Die Schafe erwachten, und erhoben ein jammervolles blöckendes Geschrei. Auch in den andern Ställen wurde es lebendig. Die Stiere brüllten, die Rosse stampften unruhig den Boden mit den Hufen und wieherten laut, die Hühner gackerten kreischend und durchdringend. Ein furchtbarer Lärm entstand im Augenblick! Alles war in Aufruhr, in Bewegung! Die friedliche Stille der Nacht war der geräuschvollsten Unruhe gewichen.

Der Panther kümmerte sich jetzt um all' den Aufruhr nicht mehr. Mit einem Satze sprang er mitten unter die zitternde Heerde; wüthend donnerte sein Gebrüll, allen andern Lärm übertönend; seine Krallen zerrissen die widerstandlose, schwache Schaar; Ströme von Blut flossen; wie ein Würgengel mordete das wilde, kein Mitleid, kein Erbarmen kennende Geschöpf. Mit Wollust schlürfte er das rinnende Blut; dann packte es den fettesten Bock der Heerde mit seinen langen, weißen Zähnen, riß mit den Klauen die leichten Wände der Hütte zusammen, und rannte mit Windeseile davon. Büchsen krachten, Kugeln sausten um den Panther her — keine traf ihn. Ueber den Bach setzend war er in Sicherheit, und trabte gemäch-

licher dem Dunkel des Waldes zu, weit hinter sich lassend die blutige Spur seiner Thaten.

Bei dem ersten, merkbaren Geräusche war Kassango, der Negerknabe, wieder aus dem Schlummer aufgefahren und hatte das Brechen der Latten vernommen, welche der Panther, auf dem Stalle stehend, mit seinen Klauen zersplitterte. In die Höhe fuhr er, wie ein Pfeil. „Vater! ein wildes Thier ist in unsere Hürden gebrochen!“ kreischte er, während er schnell besonnen die geladene Büchse von der Wand riß, und der Thür zueilte, um mit jugendlichem Muthe den Kampf mit dem eingedrungenen Räuber zu bestehen. Der ernste Ruf Zambo's hemmte seine Eile und fesselte seinen Fuß.

„Halt, mein Sohn!“ sprach der Vater, nicht minder schnell und gewandt als Jener von seinem Lager aufspringend. „Halt! wir wollen zusammen gehen.“

Vergebens rief Mora, die Mutter, ihre Lieben zurück; vergebens bat Zaire, Kassango's Schwester, unter Thränen Vater und Bruder, sich nicht der schrecklichen Gefahr, von wilden Thieren zerrissen zu werden, auszusetzen. Hastig rissen die entschlossenen, muthigen Jäger die Thür der Hütte auf, und traten, die Büchsen schußfertig zur Hand,

hinaus in's Freie. Das wildeste Getümmel drang in ihre Ohren. In allen Ställen war es lebendig geworden, und die Beiden wußten nicht, wohin sie sich zu wenden hatten, um den kühnen, räuberischen Feind zu entdecken. Kassango's rasch umherschweifender Blick bemerkte endlich das zertrümmerte Dach des Schafstalls.

„Dort steckt der Räuber!" rief er seinem Vater zu und näherte sich rasch dem bedroheten Gebäude. Ehe er aber die Thür öffnen konnte, krachte schon die eine Seitenwand nieder; der Panther, seine Beute im blutgetränkten Rachen, setzte dicht an dem Knaben vorüber und verschwand mit Blitzesschnelle in der Ferne. Auf Gerathewohl brannte Kassango seine Büchse ab, und auch Zambo jagte die zweilöthige Kugel dem Räuber nach. Unversehrt jedoch setzte dieser davon, und war in wenigen Sekunden außer dem Bereiche der rächenden Waffen.

Traurig sah Kassango seinen Vater an. „Sollen wir frisch laden, und dem Panther nachsetzen?" fragte er.

Zambo schüttelte mit dem Kopfe und warf die Büchse über seine Schultern. „Nicht jetzt ist es Zeit, die Bestie zu verfolgen," sagte er. Aber wenn der Morgen dämmert, und die Sonne über

den Wald herauf kommt, dann wollen und werden wir unsere gemordete Heerde rächen. Des Panthers blutige Spur wird uns sein Lager verrathen, und sein Tod, wenn wir ihn finden, ist gewiß."

Er schwieg und ging in den verwüsteten Stall, um den Schaden kennen zu lernen, den die eingebrochene wilde Kreatur angerichtet hatte. Ein trauriger Anblick empfing ihn. Bis auf wenige, zitternd in die Ecke gedrängte Böcke war die ganze Heerde zerrissen, und selbst die geringen Ueberbleibsel derselben zeigten klaffende, blutende Wunden. Kassango's, des dreizehnjährigen Knaben dunkle Augen blitzten und seine Zähne knirschten vor Grimm. Zambo schüttelte schwermüthig den Kopf und zeigte mehr Trauer als Zorn.

„Wir werden Mühe haben, unsere Heerde wieder in guten Stand zu bringen," sagte er. „Es wird uns nichts übrig bleiben, als uns vorläufig mit den Ziegen zu behelfen, die wild in der Wüste und in den Wäldern umherstreichen. Da wird es Arbeit geben, Kassango. Wir müssen Gruben machen und Netze stellen, und dürfen uns weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe vergönnen, bis der Schaden ersetzt ist."

„Gut so!" erwiederte der Knabe, den kraft-

vollen, muskelstarken Arm auf die Büchse stützend. „Der Fang ist mir eine Lust, keine mühevolle Arbeit! Aber vor allen Dingen muß die Bestie sterben, die unsern Frieden gebrochen hat. Ehe sie nicht todt zu meinen Füßen liegt, rühr' ich keine Hand an, um die Ziegen zu fangen. Aber sage, Vater, wo war Loango, während wir schliefen? Sollte er nicht Wache halten in dieser Nacht?"

Zambo schaute umher. „Der Knecht wird sich unter die Palmen gelegt haben und eingeschlafen sein," erwiederte er. „Zürne ihm nicht, mein Sohn; er hat gestern bis spät in die Nacht hinein schwere Arbeit gethan. Wir selbst hätten mit offenen Augen schlafen sollen. Loango ist ohne Schuld, wenn sein Körper der Müdigkeit erlegen ist."

Der Knabe war im Begriff, seinem Vater eine heftige Antwort zu geben, als plötzlich rasche Fußtritte vernehmbar wurden. Wenige Augenblicke nachher trat ein hochgewachsener, halb nackter Neger heran, und stutzte, als er die Verwüstung bemerkte.

„Herr!" sprach er, sich an Zambo wendend, „Herr, was ist hier geschehen, während ich abwesend war?"

„Und, wo warst du, Loango?“ fiel ihm rasch der hitzige Knabe in's Wort. „Solltest du nicht Wache halten, während wir schliefen? Ich werde dich züchtigen, du unnützer und ungetreuer Knecht!“

„Still, Knabe, still!“ befahl ruhig Zambo, und wendete sich zu dem Diener, während Kassango murrend den Kolben seiner Büchse gegen die Erde stieß. „Sage, Loango, was hat dich aus der Nähe unseres Gehöftes gelockt? Siehe, ein Panther ist in unsere Hürden gefallen. Schliefest du, während der Feind wach war?“

„Nein, Herr, ich schlummerte nicht,“ entgegnete mit tiefer, ernster Stimme der Diener. „Eine seltsame Erscheinung aber bewog mich, die Hütte zu verlassen. Es drohet Gefahr, schlimmere, als die Nähe wilder Thiere.“

„Sprich!“ befahl Zambo hastig, aufmerksam gemacht durch Loango's Warnung und Ernst. Auch Kassango heftete seine blitzenden Augen auf den Diener.

„Ich saß dort unter der Kokospalme,“ erzählte Loango; „halb versteckt von dem rings umher wuchernden Gesträuch, lehnte ich meinen Rücken wider den Stamm, legte meine Waffen zurecht, ließ wachsam meine Augen umherschweifen und hielt meine Ohren offen, damit nicht das geringste

Geräusch, nicht das entfernte Gebrüll des Löwen, nicht das leise Winseln der Tigerkatze mir entgehen könne. Ringsum in der Nähe war Alles still; nur drüben im Walde, weit, weit von uns, regte sich's und brüllte und stöhnte, wie immer in der Nacht. Bald ging der Mond auf und erhellte die Düsterheit, die mich umgab. Ein Vampyr schwirrte dicht an mir vorbei. Eine Schlange wand sich behutsam durch das rasselnde Laub, und eine Gazelle, aus dem Gebüsch hervor tretend, schnellte an mir vorüber. Ich rührte mich nicht und störte die Thiere nicht. Die Augenlider wurden mir schwer, und ich drückte mich bequem an den Baumstamm. Ich war auf dem Punkte, einzuschlummern. Plötzlich weckte mich das Rauschen des Gebüsches. Ich richtete mich in die Höhe und horchte. Ich vernahm zischelnde Stimmen, leise und vorsichtige Schritte. Meine Augen hafteten auf der Stelle, von wo das Geräusch kam; ich hielt den Athem an, und faßte meine Büchse schußgerecht. Drei Männer kamen aus dem Dunkel des Gesträuchs; der Mond beschien sie hell: es waren Weiße. Weiße, Herr, weiße Teufel, die in unser Land kommen, um unsere Brüder zu rauben, um sie weit, weit hinweg zu führen über das Meer, von wannen sie nimmer

zurückkehren. Mein Blut kochte, aber ich verhielt mich still. Ich wollte sehen, beobachten, was sie thun und treiben würden. Ich schmiegte mich noch tiefer in die Schatten der jungen Sykamoren. Kein menschliches Auge konnte mich entdecken. Die Weißen gingen vor, zurück; sie sprachen, und wisperten, und zischelten, und deuteten auf die Hütte und lachten. Dann gingen sie rings um die Hütte herum, und an die Ställe, und versuchten die Ställe aufzumachen. Sie konnten aber die Riegel nicht finden, und kehrten bald in meine Nähe zurück. Keine fünf Schritte standen sie von mir. Wieder schwatzten sie und lachten und deuteten auf die Hütte. Was sie aber sprachen, konnte ich nicht verstehen. Endlich gingen sie fort, nach dem Meere zu. Ich überlegte, ob ich ihnen folgen solle, oder nicht. Wenn sie mich entdeckten, dann war es um mein Leben geschehen. Sie trugen Pistolen im Gürtel und kurze, breite Säbel an der Seite. Doch ich fürchtete den Tod nicht so sehr, als das Unglück, das sie über unsere Hütte bringen konnten, und folgte ihnen in einiger Entfernung. Sie gingen am Bache entlang, an das Meer. Ich hinterher, leise, schleichend, gebückt, wie ein Tiger. Das Rauschen der Wellen, das Rasseln der dürren

Blätter am Boden übertönte das Geräusch meiner Schritte. Die Weißen hörten mich nicht, sahen mich nicht; rasch eilten sie vorwärts. Am Ufer des Meeres blieben sie stehen und pfiffen. Bald darauf vernahm ich Ruderschlag. Ein Boot nahte. Die Weißen sprangen hinein und stießen vom Strande ab. Noch eine Weile blieb ich still stehen. Dann ging ich vor, schaute hinaus auf das Meer, und erblickte im Mondschein ein großes, mächtiges Schiff. Es lag ganz still. Die Segel waren eingezogen und die Anker ausgeworfen. Das Boot mit den Weißen ruderte darauf zu, und erreichte es bald. Ich dachte, nun würde das Schiff weiter segeln. Aber Alles blieb unbewegt, und vergebens wartete ich über eine Stunde auf eine Veränderung. Da wurde mir bang um's Herz und ich kehrte zurück, Euch zu warnen."

Loango schwieg und Zambo wiegte gedankenvoll sein Haupt.

„Wir müssen fliehen, fliehen mit unseren Heerden weit hinein in das Land. Die Weißen führen nichts Gutes im Schilde. Wir müssen fort, noch in dieser Nacht. Kopple die Stiere zusammen, Loango; öffne die Ställe und treibe die Thiere langsam voraus. Wir kommen nach."

„Und der Panther, Vater?" rief hastig Kassango.

„Sollten wir den Panther seinen Raub in Ruhe verzehren lassen? Sollten unsere Schafe ungerächt ermordet, erwürgt, zerrissen sein? Erst laß uns den Panther jagen, und dann fliehen.“

Zambo warf einen Blick auf die blutige Verwüstung rings umher, und die Sorge um Sicherheit kämpfte in seiner Seele mit dem Durste nach Rache. Die Liebe für seine Frau, seine Kinder siegte aber. Er wiederholte dem Diener seine Befehle.

„Was würde deine Mutter, deine Schwester sagen, wenn wir sie der Gefahr aussetzen, gefangen davon geführt zu werden?“ erwiederte er dem muthigen Knaben. „Den Panther wollen wir tödten, wenn es Zeit ist. Geduld, er wird uns nicht entgehen?“

„Vater!“ rief Kassango, sich dem bedächtigen Alten an die Brust werfend; „Vater, du kannst mir das Leid nicht anthun, die Jagd aufzugeben. Laß Loango mit Mutter und Schwester vorausgehen. Wir bleiben und tödten den Feind. Wenn auch die Weißen dann kommen, sie werden die Hütte leer und uns ferne finden. Verfolgen sie uns, so ist der Wald nicht genug, uns im Nu ihren räuberischen Händen zu entziehen.“

Zambo nickte diesem Vorschlage Beifall. „Wohl=

an, so möge es geschehen," sagte er. „Loango, treibe das Vieh zusammen! Ich will indeß hineingehen, Mora und Zaire zur Flucht anzutreiben. Hüte mir Weib und Kind, derweilen wir ferne sind. Hörst du?"

„Es soll ihnen kein Leid geschehen, so lange meine Glieder rüstig und stark sind. Geh' immerhin auf die Jagd, Herr! Wenn du den Panther erlegt hast, so findest du mich am Brunnen dort, wo die Quelle Saleb unter den sechs Palmen entspringt."

Mit diesen Worten entfernte sich der Diener, um die Heerden zur Flucht zusammen zu koppeln; Zambo und Kassango aber begaben sich in die Hütte, und beredeten die schwachen Weiber, dem treuen Loango und der Heerde zu folgen. Ohne Ahnung von Unheil trennten sie sich. Mora und Zaire entwichen, Zambo aber und sein muthiger Sohn bereiteten die Büchsen zum bevorstehenden Kampfe.

Zweites Kapitel.

Die Jagd.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen und der Mond stand noch, silberweiß glänzend, am Himmel, als Zambo und Kassango aus der Hütte traten um der blutigen Spur des entwichenen Panthers zu folgen. Außer der Büchse, die über ihren Schultern hing, trug ein Jeder von ihnen noch einen kurzen, schwachen Dolch im Gürtel, um auch auf den Kampf in der Nähe nicht unvorbereitet zu sein. Die Waffen waren gut. Sie hatten dieselben von einem holländischen Pflanzer gegen einen Theil des Ertrags ihrer Heerden und Felder eingetauscht, und konnten sich auf sie verlassen. Im Uebrigen vertrauten sie auf ihre oft erprobte Gewandtheit, ihren Scharfblick und ihre Tapferkeit.

Die Spur des Panthers war bald aufgefunden. Der blutende Bock, den das reißende Thier im Rachen davon getragen hatte, verrieth seine Fährte. Die Augen auf den Boden und die nach und nach spärlicher werdenden Blutstropfen geheftet, schritten Vater und Sohn durch dick und dünn vorwärts, und erreichten nach kurzer Wan-

derung den Saum des unabsehbar sich hinstrecken-den Waldes.

„Jetzt still und vorsichtig, mein Sohn!“ erwähnte der bedächtige Zambo. „Wir nahen der Höhle des Raubthiers und die Gefahr beginnt.“

„Sei ohne Sorge, Vater,“ entgegnete mit fröhlichem Lachen der kühne Knabe, indem er seinen Dolch in der Scheide lockerte und frisches Pulver auf die Pfanne der Büchse schüttete. „Laß mich vorangehen. Meine Augen sind schärfer, meine Glieder jünger und gelenkiger, als die deinen. Wenn der Panther uns angreift, soll er seinen Mann an mir finden.“

Der Alte gab nach, und, scharf umherspähend, betrat Kassango das geheimnißvolle Dickicht des Waldes. Immer den Finger am gespannten Hahn der Büchse, die schußfertig in seiner Hand lag, drang er vorwärts. Seinem scharfen Auge entging kein Tropfen vergossenen Blutes, keiner der Fußtapfen, die des Panthers breite Tatzen dem lockeren Erdreich, wenn auch schwach und nur den geübtesten Sinnen sichtbar, aufgedrückt hatten.

Langschwänzige Affen, Orang-Utangs und Maki's flohen kreischend davon, wo die beiden Neger sich blicken ließen, oder kletterten mit wunderbarer

Geschicklichkeit auf die höchsten Baumwipfel, von wo herab sie den unten Wandelnden die possierlichsten Fratzen und Gesichter zuschnitten, auch wohl mit großer Geschicklichkeit trockene Früchte und Baumzweige auf ihre Köpfe hernieder schleuderten. Zambo und Kassango achteten der neckischen Thiere nicht, sondern gingen, kaum nach ihnen hinsehend, weiter und weiter. Sie setzten über einen schmalen reißenden Bach, von dessen Ufern sie ganze Heerden von Antilopen vertrieben. Sie wateten durch einen Sumpf, aus dem sich langsam und lautlos ein mächtiges Rhinoceros erhob und mit unbehilflichen Schritten, aber dennoch ausnehmend schnell, davon rannte. Sie jagten eine Unzahl von bunten, kreischenden Papageien auf, vertrieben bunt geringelte und gefleckte Schlangen von ihrem weichen Blätterlager, verscheuchten eine Heerde Elephanten von ihrem Waideplatze und schreckten das flüchtige, unbändige Zebra aus dem Dickicht auf, von wo es, scheu abprallend, seitwärts durch die Gesträuche brach, und wie ein Blitzstrahl in der Ferne verschwand.

Eine Stunde Wegs mogten die beiden Afrikaner zurückgelegt haben, und näherten sich jetzt einem prachtvollen, mit unzähligen Blüthen bedeckten Granatbaume, dessen unterste Zweige bei-

nahe bis an den Boden herab hingen, und auf diese Weise ein fast undurchdringliches Dach bildeten. Diesem Baume zu führte die Spur. Kassango, eben so vorsichtig als kühn, umging denselben in einiger Entfernung und suchte die dichten Schatten der Zweige mit seinen Augen zu durchdringen. Er entdeckte nichts Verdächtiges. Die Fußtapfen aber führten hinein, keine heraus. Auch war nirgends ein Blutstropfen sichtbar, als nur auf der Fährte, die zum Baume leitete. Der Panther mußte unter dessen Zweigen versteckt liegen.

Kassango schaute fragend seinen Vater an, deutete auf den Baum und auf seine Blüthe.

„Schieß auf Gerathewohl hinein,“ sagte Zambo. „Ich will indessen im Anschlage liegen bleiben, und sobald die Bestie sich in's Freie wagt, ihr eine Kugel auf den Pelz brennen.“

Kassango feuerte sein Gewehr ab. Der Knall donnerte mächtig durch die Bäume, und unter dem Granatbaume rasselte es. Die funkelnden Augen des aus seiner Ruhe aufgestörten Panthers blitzten aus dem Dickicht, und er stieß einen kurzen wilden Schrei aus. Kassango warf seine Büchse weg und griff nach dem Dolche. Zambo zielte einen Augenblick und drückte ab. Gleich-

zeitig mit dem Knalle der Büchse machte das Thier einen furchtbaren Sprung, taumelte ein Paar Mal hin und her und stürzte zu Boden. Zambo und Kassango stießen ein jubelndes Siegesgeschrei aus und rannten auf den erlegten Feind los.

Bis auf fünf Schritte waren sie ihm nahe gekommen. Das Thier lag unbeweglich, lang ausgestreckt, rührte kein Glied, und schien völlig todt. Plötzlich aber riß Kassango seinen Vater zurück und schrie: „der Panther lebt! Er spitzt seine Ohren und seine Glieder zucken!" Und kaum hatte er angstvoll kreischend diese Worte hervorgestoßen, so sprengte der Panther in die Höhe, schüttelte sich und heftete seine glühenden Blicke auf seine Verfolger, mit einem solchen Ausdrucke von Haß, Wuth und Ingrimm, daß die Herzen der tapfern Jäger erschüttert wurden. Aus einer Wunde auf dem Rücken des gereizten Thieres strömte Blut; seine stachlige, rothe Zunge hing lechzend aus dem geöffneten Rachen; sein langer Schweif peitschte die Erde und es stieß dumpfe, murrende Töne des heftigsten Zornes aus. Kassango und Zambo standen einige Sekunden wie angefesselt. Dann wandten sie um zur Flucht, und setzten, wie gehetzte Hirsche, durch das Dickicht davon. Der Panther nach.

Eine wilde, entsetzliche Jagd begann. Die Angst lieh den bedrohten Negern Flügel, aber schneller, weiter, kühner waren die Sprünge des gereizten, verwundeten Panthers. Näher und näher drang sein Schnaufen in die Ohren der athemlosen Flüchtlinge, und nur zu bald erkannten sie, daß sie in vergeblicher Anstrengung ihre Kräfte vergeudeten. Sie standen, schauten sich ermuthigend an, und erwarteten, die scharfen Dolche in der Faust, mit fester Entschlossenheit den Angriff der aufgescheuchten Bestie. Es galt Leben oder Tod; keine andere Wahl war übrig.

In mächtigen Sätzen sprang der Panther an, stürzte blind vor Wuth auf Zambo los und riß ihn zu Boden. Der Neger wand sich wie eine Schlange unter den Klauen seines Gegners, befreite sich von ihm, ward abermals niedergeworfen und fühlte sein Blut aus Brust und Schultern fließen. Dennoch verlor er die Geistesgegenwart nicht, erhob seinen Arm und zückte den scharfen Dolch von unten auf nach dem Herzen des blutgierig schnaufenden Thieres. Ehe er aber zustieß, brüllte der Panther auf, zuckte krampfhaft zusammen, und fiel taumelnd auf die Seite. Gerettet sprang Zambo auf, während sein wilder Gegner, aus einer tiefen Seitenwunde blutend, sich kraftlos

auf der Erde wälzte und nach wenigen Minuten verschieden war.

In dem Augenblicke der dringendsten Gefahr hatte sich Kassango über den Panther geworfen und ihm mit aller Kraft, die von Angst und Verzweiflung um das Leben seines Vaters verdoppelt und verdreifacht war, den spitzen Dolch durch die Seite in das Herz gebohrt.

Voller Entzücken sanken die Geretteten sich in die Arme, und Zambo überhäufte seinen muthigen Sohn, seinen Lebensretter, mit Lobsprüchen und Liebkosungen.

„Fühlst du dich schwer verwundet, Vater?" fragte endlich Kassango, einen besorgten Blick auf den alten Zambo heftend. „Bist du schwer verletzt? du blutest heftig."

Zambo beruhigte den ängstlichen Sohn durch ein freundliches Lächeln, und sagte: „Es ist nichts. Nur Schrammen von den Krallen des Panthers. Laß uns Kräuter suchen und sie auf die Wunde legen, dann werden sie bald wieder geheilt sein."

Sie suchten Kräuter, zerquetschten sie zwischen glatten Steinen und träufelten den Saft auf die blutenden Oeffnungen. Binnen kurzer Zeit war das Blut gestillt, und ein leichter Verband von

Kassango's zerrissenem Oberkleide beseitigte bald alle Gefahr.

„Die Sonne ist noch nicht sehr hoch gestiegen, bis zum Mittage fehlen noch einige Stunden, und wir haben noch Zeit genug, dem Panther sein bunt geflecktes Fell abzustreifen. Laß es uns als Siegeszeichen der Mutter und Schwester bringen."

So sprach Kassango und der Vater wehrte ihm nicht, diesen Wunsch zu befriedigen. Doch trieb er zur Eile.

„Unsere Lieben werden in Sorgen sein, wenn wir so lange ausbleiben," sprach er. „Spute dich drum."

Munter machte sich Kassango an sein Geschäft, und löste vermittelst seines Dolches das gewünschte Fell des Panthers von dem Leichname los. Binnen einer Stunde war das Werk vollbracht, und, den herrlichen bunten Pelz um seine Schultern geschlagen, folgte Kassango dem rasch vorausschreitenden Vater nach.

Eine halbe Meile mogten sie gegangen sein, als sie hinter sich aus weiter Ferne das ängstliche, rasch wiederholte Rufen einer menschlichen Stimme vernahmen. Sie blieben stehen und lausch-

ten. Der Ruf ertönte näher und näher, und plötzlich schauten sich die Horchenden verwundert an.

„Wenn ich nicht wüßte, daß Loango weit von uns am Brunnen Saleb wäre, so würde ich darauf schwören, daß seine Stimme es sei, welche so ängstlich durch den Wald erschallt," sagte Zambo, seinen Sohn anblickend.

„Du täuschest dich nicht, Vater," erwiederte der Knabe rasch und bestimmt. „Loango ruft, und deutlich unterscheide ich deinen und meinen Namen. Laß uns ihm antworten."

Und „Loango! Loango!" ertönte der laute Ruf seiner jugendlich frischen Kehle.

Nach wenigen Minuten stand Loango vor ihnen, athemlos, verwirrt, schweißbedeckt.

„Dem großen Geiste sei Dank, daß ich Euch gefunden habe!" keuchte er hastig hervor. „Die Weißen sind los, und durchstreifen bewaffnet Wald und Feld, uns zu suchen. Sie haben unsere Hütten verbrannt, unsere Ställe aus einander gerissen, unsere Ernte, das mühevolle Werk unserer Hände, verwüstet und zerstampft. Fluch ihnen! Aber kommt, ich will Euch leiten! Ich will Euch auf Pfaden davon führen, die nimmer das Auge eines Europäers aufspüren soll."

Hastig schritt der treue Diener voraus und

schlug die gerade Richtung nach dem Brunen Saleb ein. Sein Gebieter und Kassango folgten.

„Ist mein Weib, mein Kind in Sicherheit?“ fragte Zambo.

„Sie sind es!“ entgegnete der Diener. „Ich ließ sie am Brunnen zurück, den die habsüchtigen Weißen nicht finden werden. Du weißt ja, der Pfad dahin führt durch Fels und Gebirg und Wald. Dort sind sie sicher.“

„Warum aber verließest du sie?“ fragte Zambo.

„Dein Weib befahl es mir, und willig folgte ich dem Befehle. Ich kenne die Weißen. Du weißt, daß ich einst nur mit Noth und Mühe, mit Gefahr meines Lebens ihren Fäusten entrann. Sie halten uns nicht für Menschen; sie verachten uns; sie scheuen sich nicht, uns schlimmer als ihre Thiere zu behandeln. Ihre Tücke fürchtend, ging ich, Euch aufzusuchen. Auf Schleichwegen gelangte ich in die Nähe unseres Wohnplatzes, sah ihn zerstört und keine Spur von Euch. Ich folgte der Fährte des Panthers, sah ihn todt auf dem Sande liegen, forschte nach Euren Fußtapfen, fand sie glücklich und folgte Euch nach. Hier bin ich! Fragt nun nicht mehr, sondern folgt mir, denn noch sind wir nicht außer Gefahr.“

Schneller noch, als bisher, eilten die besorgten

Schwarzen vorwärts, und erreichten nach einiger Zeit eine breite Lichtung, die sich von der flachen, unbewaldeten Ebene aus weit in die baumreiche Wildniß hinein erstreckte. Ehe sie dieselbe betraten und den Schutz des Gesträuches verließen, schauten sie vorsichtig umher, entdeckten aber nirgends warnende Zeichen naher Gefahr.

„Schnell denn!" flüsterte Loango. „Je eher wir drüben im Dickicht wieder ankommen, desto besser wird's sein, denn alle Gefahr ist alsdann vorüber. Lauft, so schnell ihr könnt."

Und allen Athem, alle Kraft zusammennehmend, stürmten sie vorwärts und suchten in möglichster Geschwindigkeit den nächsten verbergenden Waldsaum zu gewinnen. Ueber die Hälfte des Weges war zurückgelegt, eine kurze Strecke nur der offenen Lichtung lag noch vor ihnen, und schon jubelte Loango, denn kein Feind hatte sich blicken lassen. Plötzlich aber, ganz unerwartet, und deßhalb um desto erschreckender, theilte sich drüben das Gebüsch, und eine ganze Schaar bewaffneter weißer Männer trat in's Freie, den Negern entgegen. Ein Schrei der Ueberraschung entflog den Lippen der bedrohten Neger, und unentschlossen blieben sie stehen. Kassango faßte sich zuerst. „Zu-

rück!“ rief er, „zurück! Wir müssen in den Wald zurück und auf Umwegen zu entgehen suchen!“

Man gehorchte ihm, und alle drei rannten wieder der Waldstrecke zu, welche sie vor wenigen Minuten erst verlassen hatten. Die Weißen schrieen hinter ihnen her, droheten, sie niederzuschießen, wenn sie nicht Stand hielten, und drückten ihre Gewehre ab, als der Befehl, den die Neger nicht verstehen konnten, nicht augenblicklich befolgt wurde. Kassango und Zambo, von Kugeln getroffeu, stürzten, Loango war unverletzt. Er hätte entfliehen können, aber er zog es vor, als ein treuer Freund und Diener bei den Verwundeten auszuharren und ihr Schicksal, so hart es auch fallen mögte, zu theilen. Er beugte sich zu ihnen nieder, und forschte nach ihrer Verletzung, während heiße Thränen des bittersten Schmerzes seine Augen verdunkelten.

Zambo lag ohne Besinnung, wie todt auf der Erde. Die Kugel hatte seine Schulter durchdrungen und ihn ohnmächtig dahin geworfen. Dem Knaben Kassango war der Schenkel durchschossen; er lebte.

„Tröste dich, Freund!“ sprach er zu Loango, der auf den Knien vor ihm lag und unter Geberden des heftigsten Schmerzes jammervolle Klage-

töne ausstieß. „Tröste dich, und flieh. Ueberlaß mich meinem Schicksale! Ich werde es leichter ertragen, wenn ich allein leide! Flieh! die Weißen kommen heran, in wenigen Augenblicken wird es zu spät sein!"

Loango schüttelte den Kopf. „Ich wanke und weiche nicht von deiner Seite!" sprach er schluchzend. „Dein Loos sei mein Loos, und vereinigt trägt sich alles Unglück leichter, als allein. Getheiltes Leid ist halbes Leid, getheilte Freude doppelte Freude. Ich bleibe bei dir!"

Und entschlossen stand er auf und erwartete ruhig die Weißen, welche unter lautem Gebrüll heran stürmten, und die Neger umringten. Sie lachten roh auf, als sie sich im Besitz ihrer Gefangenen sahen, und säumten nicht, Loango und Kassango, ohne auf des Letzteren schwere und schmerzhafte Wunde Rücksicht zu nehmen, mit Stricken an Händen und Füßen zu fesseln. Auf Loango's Bitten um Schonung des verletzten Knaben antworteten sie mit Kolbenstößen und wüsten Schimpfreden. „Halt's Maul, Hund!" schrieen sie. „Wir schlagen dir die Zähne ein, wenn du noch ein einziges Wort zu sprechen wagst!"

Loango schwieg nothgedrungen, aber er zitterte vor Zorn, und ein wilder Blick auf die rohen,

bärtigen Matrosen um ihn her flammte aus seinen Augen.

„Der Tag der Vergeltung wird kommen, und die Rache mag süß sein!“ murmelte er vor sich hin, und schloß die Augen, um nichts mehr von der weißen Schaar zu sehen.

Die Matrosen untersuchten indessen die Verletzungen der Verwundeten und legten Kassango einen rohen Verband an, der allerdings das rinnende Blut stillte, ihm aber mehr zur Qual als zur Linderung gereichte. Zambo ließen sie für todt liegen, nachdem sie vergebens versucht hatten, ihn durch Fußtritte und Kolbenstöße aus seiner Ohnmacht zu erwecken. Kassango und den treuen Diener in die Mitte nehmend, zogen sie ab, und schlugen den Weg zum Meere ein, wo ihr Schiff noch immer mit gerefften Segeln vor Anker lag.

Drittes Kapitel.

Der Kapitän.

Mit einem Herzen voll Schmerz und Wuth hatten sich Kassango und der treue Diener von der Seite des geliebten Vaters, des gütigen Ge-

bieters entfernen müssen. Loango faßte sich zuerst, und suchte mit leise geflüsterten Worten den verwundeten Knaben zu ermuthigen und Trost in seine Seele zu hauchen.

„Halt dich still, Kassango!“ flüsterte er ihm zu. „Vielleicht zeigt sich eine Gelegenheit, zu entfliehen und ich werde sie nicht unbenutzt und achtlos vorüber gehen lassen. Stütze dich fest auf mich und vertraue mir in allen Stücken, willst du?“

„Ich will! ja ich will!“ murmelte des Knabe, indem er mühsam die Schmerzen verbiß, welche seine Wunde ihm verursachte. „Ich würde ganz ruhig sein, wenn ich nur wüßte, ob mein Vater lebt, ob Mutter und Schwester in Sicherheit sind! Was mich betrifft, so will ich gern dulden und tragen, was der große Geist mir auch auferlegen mag!“

„Zambo lebt, Knabe!“ rief Loango aus. „Sahst du denn nicht, wie er die Augen aufschlug, als wir davon geführt wurden? Hörtest du nicht den schwachen Ruf seiner Stimme? Ich glaubte, du sähest und hörtest es, wie ich, und verbärgest deine Freude und Ueberraschung nur vor den Augen der Weißen, um den Vater nicht mit uns in das Verderben zu reißen. Wenn Jene gemerkt hätten, daß noch Leben in ihm war, würden sie ihn ohne

Barmherzigkeit mitgeschleppt haben. Es ist ein Glück, daß sie nicht auf ihn achteten. Du aber kannst ganz unbesorgt um sein Schicksal sein; er lebt und seine Wunde ist keineswegs tödtlich. Er wird Frau und Kind aufsuchen, und in wenigen Wochen so rüstig und munter sein, wie jemals."

„Die Mutter wird jammern, die Schwester klagen, wenn ihnen die Unglückskunde von unserer Entführung zu Ohren kommt. Ich fühle ihren Schmerz, ihre Verzweiflung!"

„Denke daran nicht, Kassango," tröstete der treue Diener. „Wenn sie jetzt auch klagen, so werden sie um so fröhlicher sein, wenn du in ihre Arme zurückkehrst. Und du wirst zurückkehren! Eine innere, untrügliche Stimme sagt mir, daß wir eines Tages die Heimath und Alles, was uns lieb und theuer ist, wiedersehen. Betrachte dein jetziges Leiden als einen schweren, angstvollen Traum! Laß dich nicht darnieder beugen von dem Elende, das uns bevorsteht, mit dem die unbarmherzigen Weißen uns überhäufen werden. Sei stark, muthig, geduldig, und vertraue auf mich — ich werde dich nimmer verlassen."

Kassango drückte dem treuen Diener, den er in früheren Zeiten so manches Mal beleidigt, geschimpft, geschlagen hatte, zärtlich die Hand und bat ihm in

seinem Herzen alles zugefügte Unrecht ab. „Du wirst mein Stab und meine Stütze sein, ich weiß es!“ sagte er gerührt. „Leite mich, führe mich, immer werde ich dir gehorchen und deiner Klugheit vertrauen.“

Sie waren jetzt am Meeresufer angelangt, und man erblickte in einiger Entfernung das Schiff, zu welchem die Matrosen gehörten. Einer von ihnen zog eine silberne Pfeife aus seiner Brusttasche und that einen gellenden Pfiff darauf. Der Pfiff hallte scharf und schneidend über die Wellen hin, und im Schiffe ward es lebendig. Ein großes Boot wurde von den Tauen gelöst, die es am Hintertheile des Schiffes befestigten, vier Matrosen sprangen hinein, griffen nach den Rudern, und zwängten das Fahrzeug durch die Wellen an den Strand. Ohne Umstände wurden Kassango und Loango ergriffen, in das Boot gestoßen, und hinübergeführt an Bord des großen Sclavenschiffes.

Der Kapitän des Kauffahrers stand auf dem Verdeck, als die Gefangenen heraufgehißt wurden, und betrachtete diese mit prüfenden Blicken, so, wie wohl ein Schächter ein Stück Mastvieh betrachtet, welchem er eben das tödtende Messer an die Gurgel setzen will. Er war ein großer, starker, breitschulteriger Mann, auf dessen entmenschtem

Antlitze auch nicht die leiseste Spur von Güte oder Wohlwollen zu lesen war. Ein dichter, schwarzer Bart verhüllte die untere Hälfte seines Gesichts; sein struppiges Haupthaar fiel verworren über die Stirne herab, und seine kleinen, giftigen, grünen Augen hafteten funkelnd auf den armen geraubten, gebundenen Negern. Er betastete ihre Glieder ziemlich unsanft mit seiner breiten, muskulösen Faust, und sein Mund verzog sich zu einem höhnischen, grimmigen Lächeln.

„Schönes Zeug habt ihr mir da gebracht," sagte er zu den Matrosen, welche die Gefangenen abgeliefert hatten. „Der Kerl da," er deutete auf Loango, „der mag allenfalls passiren. Wir schlagen wohl die Fracht- und Futterkosten heraus, wenn wir ihn auf den Markt bringen; aber was sollen wir mit diesem erbärmlichen Stückchen Ebenholz anfangen, mit dem verwundeten Jungen hier. Die Bestie stirbt, ehe wir die Hälfte Wegs zurückgelegt haben, und Wasser und Zwieback sind umsonst an ihr vergeudet. Schlagt den Hund vollends todt und werft ihn über Bord. Den da aber bringt hinunter!"

Loango, in früheren Jahren längere Zeit in der Nähe der Weißen gewesen, verstand ein Wenig von ihrer Sprache, und sein Herz wendete sich

um, als er den grausamen Befehl des Kapitäns vernahm. Er ballte seine Fäuste, trat vor Kassango, und schien entschlossen, seinen Schützling gegen die ganze Schaar der umstehenden Matrosen zu vertheidigen. „Ehe sie ihn tödten, sollen sie erst mich ermorden!“ murmelte er, und blickte dem Kapitän mit dem unverkennbarsten Ausdrucke des Trotzes in die Augen. Der Kapitän bemerkte es, und griff nach einem Ruder, das in seiner Nähe lag.

„Hund!“ brüllte er, „Hund, was sind das für Blicke? Willst du rebellisch werden, Bestie? Kniee nieder, du schwarzer Affe, oder ich zerschmettere deinen harten Schädel mit dieser Ruderpinne!“

Loango wich nicht, aber noch glühender und Haß sprühender bohrten seine Blicke in des Kapitäns drohende Augen.

„Warte Hund!“ rief der Kapitän, und erhob, zum schweren Schlage ausholend, seine gewichtige Waffe. Ehe aber das Ruder hernieder schmetterte, sprang, wie ein Tiger, Loango auf den Kapitän los, und warf ihn zurück, daß er taumelte, stolperte und dröhnend auf das Verdeck niederstürzte.

Die Matrosen ringsum standen erstarrt über das Ungeheuere, was ihre Augen hatten erschauen

müssen, und keine Hand regte sich, den wild umherblickenden Neger zu ergreifen. Loango's Augäpfel rollten drohend in ihren Höhlen, und er fletschte die Zähne, wie ein gereizter Pardel. Der Kapitän aber erhob sich langsam von seinem Falle, und pfeifend drang der Athem aus seiner Brust. Er keuchte vor ingrimmiger Wuth, und mit einem Tigerblicke maß er den furchtlos dastehenden Neger. Lange, lange haftete sein tückisches Auge auf dem Verwegenen, der es gewagt hatte, sich thätlich an ihm zu vergreifen. Er erwog in seinem Innern die Qualen, mit denen der Unglückliche seine rasche That bezahlen sollte. Er erwog sie lange und genau, und lächelte endlich. Es war ein Lächeln, vor dem die Geister der Hölle selbst zusammengeschaudert wären, wenn sie das Lächeln gesehen hätten.

„Bindet ihn fester!" befahl er endlich den athemlos harrenden Matrosen. „Schnürt ihn zusammen, daß er sich krümmt, wie ein Wurm!"

Der Befehl brachte Leben iu die bewegungslos stehende Schiffsmannschaft. Die starken Männer stürzten über Loango her, bewältigten seinen heftigen Widerstand, warfen ihn nieder, und knebelten ihn. Loango, als er sah, daß alles Sträuben vergebens sei, duldete still. Die harten, scharf

angezogenen Stricke schnitten in sein Fleisch ein und schunden die Haut von seinen Knochen; aber er gab kein Zeichen des Schmerzes; kein Aechzen, kein Seufzen, kein qualerpreßter Laut kam über seine Lippen.

„Williams, tritt an!“ befahl der Kapitän.

Ein riesenhafter Matrose, mit Muskeln, wie von Stahl, mit einem Gesicht, so erbarmungslos, als ob es aus Granit geformt wäre, trat vor.

„Geißle ihn!“ befahl der Kapitän.

Der Matrose holte das Marterwerkzeug, ohne irgend eine innere Bewegung zu verrathen. Seine Kameraden aber blickten scheu und schauderten zusammen. Williams kehrte zurück, die Geißel in der Faust. Sie war aus starken, harten, ledernen Riemen geflochten, so dick wie ein Daumen, und mit feinen Widerhaken versehen. Der Matrose warf seine Jacke ab, schwang die Geißel ein Paar Male prüfend in der Luft, trat zu Loango, der wehrlos mit dem Gesichte auf dem Verdecke lag, und maß mit kaltem Blute die Entfernung, welche den Hieben die beste Wucht zu verleihen im Stande war.

Kassango beobachtete zitternd alle Vorbereitungen zu der fürchterlichen Strafe, die über den treuen Diener verhängt werden sollte, und warf

sich mit gerungenen Händen, zitternd, weinend vor dem Kapitäne nieder, um seine Gnade zu erflehen. Mit einem Fußtritte, der den armen Knaben überkollern machte und ihn betäubte, antwortete der harte Seemann auf die Fürbitte.

Wohl dem armen Kassango! Sah er doch nun nicht, wie grausam des treuen Dieners Aufopferung bestraft ward!

Williams schwang die Geißel; pfeifend die Luft durchschneidend sank sie nieder, klatschte auf den entblößten Rücken des gemarterten Negers und grub ihre scharfen Widerhaken tief in sein zuckendes Fleisch. Einen Seufzer, einen einzigen qualerpreßten Seufzer, der schneidend zum Himmel aufdrang und die ewige Gerechtigkeit Gottes zur Rache aufzufordern schien, stieß der gequälte Neger aus. Dann biß er die Zähne übereinander, und ertrug den entsetzlichen, fürchterlichen Schmerz der erbarmungslos wiederholten Geißelhiebe ohne Bewegung, ohne Laut, ohne Klage. Das Blut strömte von seinem Rücken, in Fetzen hing das Fleisch auf seinem Körper, und sein Haar sträubte sich empor. Aber nicht ein Wort, nicht eine Sylbe, nicht ein Seufzer mehr entschlüpfte ihm.

Zwanzig Mal pfiff das Marterwerkzeug, von Williams kraftvollem Arme geführt, auf seinen

Rücken nieder, zwanzig Mal zerrissen die Widerhaken seine Muskeln, und Loango's Leben schwebte an einem Haare. Da erst winkte der Kapitän, der Qual Einhalt zu thun, und die Geißel ruhte. Mit Branntwein wurden die Wunden ausgewaschen, ein leichter Verband ward aufgelegt und die Fesseln Loango's gelöst. So grausam man ihn gezüchtigt hatte, so sorgsam bemühte man sich, um den Schmerz zu stillen und seine Wunden zu heilen. Der Kapitän selbst legte mit Hand an, und ruhete nicht eher, als bis auf das Beste für den armen Schwarzen gesorgt war.

Sollte sein hartes Gemüth, sein Herz von Eis gerührt worden sein? Sollte er wirklich Mitleid, Theilnahme, vielleicht gar Reue empfunden haben?

Oh nicht doch! Wenn Loango an den Folgen der Züchtigung starb, so entgingen dem trefflichen Kapitän ja mindestens dreihundert Dollars! Denn so viel war das schwarze Thier unter Brüdern werth! Da mußte es doch wieder gesund gemacht werden! Mitleid! Reue! das sind Empfindungen, die dem Herzen eines Sclavenhändlers ewig ferne sind. Der Menschenverkäufer kennt nichts, als Habgier, Geiz, und wohl berechnete,

raffinirte Grausamkeit. Brennende Schmach über ihn und ewige Verachtung!

Als Loango verbunden war, und man seine Fesseln gelöst hatte, stand er zitternd auf und lehnte sich an die Schiffswand. Langsam schlug er die Augen auf und heftete sie fest und durchbohrend auf den erbarmungslosen Kapitän, der ihn höhnisch angrinste. Mit sichtbarer Anstrengung streckte er drohend seinen Arm gegen ihn aus und öffnete die fest geschlossenen Lippen zu einer grauenhaften Verwünschung.

„Fluch dir!" rief er mit dumpfer, markerschütternder Stimme. „Fluch dir, zeitlich und ewiglich! Der große Geist, der über den Wolken wandelt, und dein Innerstes kennt, der wird dich heimsuchen mit starkem Arm, sein Hauch wird dich darniederwerfen, und du wirst vor seinem Angesichte stehen, ehe denn sieben Mal die Sonne ihren Lauf vollendet hat. Mensch, du mußt sterben! Fluch und Wehe über dich!"

Erschöpft brach Loango zusammen und sank ohnmächtig auf das Verdeck nieder.

„Schafft ihn hinunter in den Raum!" befahl der Kapitän, in dessen harten Zügen nicht die leiseste Spur von Erschütterung zu bemerken war. In seinem Innern lachte er der Verwün-

schungen des armseligen Negers, dessen Worte ihn nicht härter berührt hatten, als sein Schiff eine kräuselnde Welle des Meeres, die da kommt und schwindet, ohne eine Spur von ihrem Dasein zurück zu lassen.

Seine Matrosen hörten den Befehl, ohne aber Anstalt zu machen, ihn zu befolgen. Sie standen da, bleich, starräugig, in der tiefsten Seele von Entsetzen geschüttelt. Der schauerliche Fluch des gemarterten Negers, seine dunkle Prophezeihung, seine Drohung hatte sie beben gemacht, und Keiner von ihnen zweifelte daran, daß die Worte des Gefangenen in Erfüllung gehen würden. Erst der mit Flüchen gemischte, wiederholte Befehl ihres Gebieters bewog sie, ihm Folge zu leisten. Sie gehorchten. Aber scheu, still, mit bedenklichen Blicken und Winken schafften sie Loango und Kassango hinab in den untersten Raum des dem Unglücke geweihten Sclavenschiffes.

Viertes Kapitel.

Sclavenleiden.

Eine schmale Treppe ging es hinab; noch eine; man stand vor einer engen niedrigen Thür. Der gegeißelte Neger schlug die Augen auf und blickte wild umher. In dem schwachen Dämmerlichte, das unten im Schiffsraume matt durch die Luken fiel, erkannte er Kassango.

Als ob seine Seele von einer beklemmenden Sorge befreit worden wäre, athmete er tief auf, breitete die Arme aus, und drückte den still weinenden Jüngling an seine Brust.

„Dank dem großen Geiste!" murmelte er; „Dank ihm! Du lebst, ich halte dich umschlungen, und bin glücklich, dich gerettet zu sehen!"

„Aber oh! um welchen Preis!" schluchzte Kassango. „Wie mußt du gelitten haben um meinetwillen! Das Herz im Busen springt mir vor Schmerz und Kummer und Mitleid!"

„Sei ruhig, Kind," erwiederte Loango sanft. „Es ist überstanden! Die Wunden werden verharschen, der Schmerz wird schwinden! Selbst mit meinem Tode wäre dein Leben nicht zu theuer bezahlt gewesen."

Stumm aber voll dankbarer Gefühle preßte der Knabe den treuen, aufopfernden Freund an sein Herz, und that ein stilles Gelübde, Vergeltung zu üben, wenn er jemals wieder in die beglückte Lage kommen sollte, es zu können. Loango schien die Gedanken des Jünglings zu errathen; der Blick seines Auges ruhete noch inniger, noch zärtlicher auf dem Sohne seines einstigen Gebieters, seine rothen Lippen verzogen sich zu einem freundlichen Lächeln, und er preßte die Hand des Knaben herzlich zwischen der seinigen.

Der stumme Austausch dieser erhebenden und tröstenden Gefühle ward durch die Matrosen gestört, welche mit Handschellen und Ketten kamen, die Gefangenen zu fesseln. Ohne Widerstand ließen sich die Neger das eiserne Geschmeide anlegen. Die Thür wurde geöffnet, und man betrat einen langen, schmalen, finstern Raum.

Eine verpestete, erstickend heiße, dunstige Luft quoll den Eintretenden entgegen, und beraubte sie fast des Athems. Kettengerassel, Aechzen, Gestöhn, das waren die Töne, von denen sie empfangen wurden. Als sich ihr Auge an die herrschende Finsterniß gewöhnt hatte, bemerkten sie rechts und links enge Verschläge. Sie waren dicht besetzt von ihren schwarzen Landsleuten, welche, gleiches

Schicksal mit ihnen theilend, geraubt, gefangen, erkauft worden waren, um zu Knechtesdiensten über das Meer in ein weit entferntes Land geführt zu werden. Dicht über einander, neben einander geschichtet lagen sie da, an die Schiffswände angekettet. Es blieb ihnen nicht so viel Raum, aufzustehen und sich ein Paar Schritte von ihrem Platze zu entfernen; nicht einmal sitzen konnten sie; liegend mußten sie in ihrer schrecklichen Gefangenschaft ausharren. Männer, Frauen und Kinder schmachteten da in dumpfer Verzweiflung. Ihrer sonnigen Heimath, ihren Lieben entrissen, der Freiheit beraubt, Mangel leidend an allem Nöthigen, Hunger und Durst zu ertragen gezwungen, verhöhnt, mißhandelt von ihren grausamen Gebietern, den rohen Matrosen, blieb ihnen nichts, als die schmerzliche Rückerinnerung an einstige Freuden, die qualvolle Aussicht auf eine elende, schreckliche Zukunft. Einige starrten unbeweglich vor sich hin in dumpfer Betäubung, in verzweiflungsvollem Brüten über ihr trauriges Loos; Andere spielten, ein halb wahnsinniges Lächeln auf ihren blassen Lippen, mit den Ketten, die ihre Glieder wund drückten; noch Andere wütheten laut, schrieen, tobten, zerrten an ihren Fesseln, verwünschten ihre Peiniger mit tausend gräßlichen Flüchen, und konnten

nur durch unbarmherzig ausgetheilte Peitschenhiebe zur Ruhe gebracht werden; wieder Andere knirschten mit den Zähnen in ihre Ketten, rollten die Augen in nicht zu bändigender Wildheit, und brüteten still über finstere Rachepläne, über Gedanken an blutige Vergeltung der Leiden, die ihnen von den herzlosen Weißen aufgebürdet wurden. Und diese Letzteren waren die Gefährlichsten in den Augen ihrer Gebieter. Doppelte Ringe fesselten sie an die Schiffswände, doppelte Ketten umschlangen ihre Glieder. Selbst in der Gefangenschaft noch flößten sie Furcht und Schrecken ein.

Mitleidsvoll flogen Loango's und Kassango's Blicke über die düsteren Reihen ihrer Landsleute, und bei dem jammervollen Elende, das allüberall in ihre Augen sprang, vergaßen sie fast ihre eigenen Leiden. Nur zu bald wurden sie wieder daran erinnert. Fortgestoßen von den rohen Fäusten der Matrosen, schwankten sie den schmalen Gang zwischen den Verschlägen hinunter bis an das äußerste Ende des Raumes. Jede Stelle war schon besetzt, nirgends mehr Raum übrig in den Verschlägen für die neu angekommenen Unglücksgefährten. Man machte Raum. Noch enger als vorher mußten die Unglücklichen zusammen rücken, und lagen nun da, eingeschichtet, wie Häringe in einer Tonne. Kassango

und Loango wurden angekettet, und endlich von den Matrosen ihrem Schicksale überlassen.

Der Tag verging, die Nacht kam, aber Keiner der beiden Unglücklichen vermogte die Augen zu schließen, um in einem kurzen Schlafe Vergessenheit alles Uebels zu suchen. Kassango dachte an seine Eltern, seine Schwester, an sein väterliches Haus, an die verlorene Freiheit, und weinte. Loango dachte auf Rache, und der Schmerz seiner brennenden Wunden stachelte ihn auf, wenn je eine vorübergehende Müdigkeit seine Augenlider zudrücken wollte. Sehnsuchtsvoll erwarteten Beide den Morgen, und der Morgen dämmerte endlich herauf. In dem Sclavenraume wurde es lebendig. Die Gefangenen erwachten. Man vernahm wieder das Rasseln der Ketten, das Geheul der Wüthenden, das Gestöhn und Geächz der Trauernden, das Zähneknirschen der Entschlossenen. Jammerndes, herzzerschneidendes Kindergeschrei erklang schrillend dazwischen und wilde Stimmen riefen nach Wasser, nach Brod, nach Luft! Ein einziger Athemzug frischer Luft schien den armen, unglücklichen in dieser traurigen Lage die höchste Wohlthat, das nächste ersehnte Ziel ihrer Wünsche!

Lange ließ man sie jammern, schreien, wüthen. Endlich öffnete sich die enge Pforte und einige

Matrosen traten hinein mit Wasser, mit Brod für die Hungrigen, die Dürstenden, — mit Peitschen für die Ungeberdigen. Sie selber wankten zurück vor den qualmenden Dünsten, der erstickenden Hitze, die ihnen entgegen schlug, und eilig rissen sie einige der verschlossenen Luken auf. Frische Luft drang in den verpesteten heißen Raum, und mit Gier, mit Wollust, mit unsäglichem Entzücken wurde sie von den mitleidswerthen schwarzen Geschöpfen eingesogen. Sie lachten, sie zappelten vor Vergnügen, und vergaßen alle ihre Leiden auf eine kurze Zeit über der kleinen Wohlthat, die ihnen zu Theil geworden war. Wenige nur beherrschten sich hinreichend, um mit ruhiger Würde den schwachen Schimmer eines schnell vorüberschwindenden Glücks zu ertragen. Alle Uebrigen geberdeten sich gleich Kindern, denen man die Händchen voll süßen Zuckerwerks gibt.

Die Matrosen achteten weder auf die Zeichen der Freude, noch auf die finsteren Blicke, mit denen sie von Einigen empfangen wurden. Sie reichten den Durstigen das Wasser hin, warfen ihnen, wie Hunden, das Brod vor, und vertheilten hie und da einige klatschende Peitschenhiebe, einige Fußtritte, einige Rippenstöße. Der Jubel vermischte sich mit gellenden Schmerzenslauten und verstummte

bald gänzlich. Ein leises, halb ersticktes Wimmern, das verhaltene Schluchzen der Mißhandelten trat an die Stelle des ersten, lauten Entzückens.

Man durfte ja doch die Schwarzen nicht jubeln lassen! Bewahre der Himmel! Sie mußten bei Zeiten erkennen lernen, daß sie fortan keine Menschen, daß sie weniger als Thiere, daß sie bloße Werkzeuge der Tyrannei der weißen Menschenrasse sein sollten. — Arme Neger! Arme, unglückliche Neger!

Das Wasser war vertheilt, das Brod vorgeworfen, die Züchtigung der Widerspenstigen und der kleinen Kinder, die in ihrer Unschuld durch einen Schrei, ein Lachen die Weißen beleidigt hatten, beendigt. Man verband Loango's Wunden, wusch sie von Neuem mit Branntwein und Essig, und klappte darauf die geöffneten Luken wieder zu. Die Matrosen verließen die Stätte des tiefsten Elendes und kümmerten sich nun vierundzwanzig Stunden nicht mehr um die schwarzen Geschöpfe. Mogten sie sehen, wie sie zurecht kamen!

Jeden Tag wiederholten sich diese Scenen und erfüllten Loango's, Kassango's Herz mit Grimm und Rachedurst. Vor ihren Feinden freilich verbargen sie diese Gefühle, aber nur um sie desto offener und rückhaltsloser gleichgesinnten Genossen mitzu-

theilen. Man schmiedete Pläne, sich zu befreien, die Schiffsmannschaft zu überfallen, sich des Fahrzeugs zu bemächtigen, und alle Weißen ohne Ausnahme zu tödten. Die armen Neger schwelgten in diesen und ähnlichen Träumen Stunden lang, bis sie durch das Rasseln ihrer unzerbrechlichen Ketten daran erinnert wurden, daß alle diese Pläne und Vorsätze unausführbar, daß sie nichts, als Hirngespinste, in nichts zerfallende Luftschlösser seien. Trotzdem fühlten sie sich glücklich in ihren Träumen, ihre Herzen schlugen leichter, wenn sie ihnen nachhingen, ihren Gefühlen in Worten Luft machten; und endlich hofften sie auf die Gunst eines glücklichen Zufalls, eines nicht vorher zu berechnenden Ereignisses.

Fünf Tage waren verstrichen, und noch immer lag das Schiff unbeweglich vor seinen Ankern, von regungsloser Windstille festgehalten. Endlich in der Nacht des sechsten Tags sprang eine frische Briese auf, die Wellen des Meeres klatschten an die Seitenwände des Schiffs, und die Segel wurden dem günstigen Hauche freigegeben. Die Gefangenen vernahmen das Knarren der Ankerwinde, das Rasseln des Tauwerks, das Klatschen der Segel, und das emsige Hin- und Herrennen der Matrosen über ihren Häuptern. Sie

fühlten, wie das Schiff schwankte, zitterte, sich beugte, wieder aufrichtete und endlich in raschem Lauf die Wellen durchschnitt. Sie ahnten, daß sie sich jetzt von der heimathlichen Küste entfernten, und auf unbekannten Bahnen einem unbekannten, aber geahnten, schrecklichen Schicksale entgegengeführt wurden. Lauter, jammernder, herzzerschneidender als jemals erschallten ihre Klagen, ertönten ihre Seufzer. Unaufhaltsam entflossen Thränen ihren Augen, und verzweiflungsvoll rangen sie die Hände. Aber auch das letzte Wimmern verstummte, und eine dumpfe, trübsinnige Ergebung in ihr unabwendbares Schicksal machte den lauten Ausbrüchen ihres gerechten Schmerzes Platz. Loango allein klagte nicht, weinte nicht. Stumm, regungslos, scheinbar ruhig und gefaßt lag er da. Aber wilde Gedanken wälzten sich in seinem Gehirn, und entschlossener als nie zuvor, brütete er über rachsüchtigen Plänen, und betete zu dem großen Geiste, seinem Gotte, um ihre Erhörung.

Fünftes Kapitel.

Ein Sturm.

Während die armen Neger im untersten Schiffsraume drunten ihren traurigen Gedanken nachhingen, leitete oben in behaglichem Wohlsein der Kapitän den Lauf seines Schiffes. Wunderbar schnell flog es, ein trefflicher Segler, vor dem Winde dahin. Vor seinem Vorderbuge zerstäubten die vergebens widerstrebenden Wellen in Millionen glänzende Tropfen und schnell verschwindende Schaumflocken. Der pfeilgeschwinde Albatros, die zierliche Seemöve umschwebten es raschen Fluges. Delphine umspielten seinen Kiel. Klar und glänzend, einem ungeheuren Demante vergleichbar, stand die Sonne am wolkenlosen blauen Himmel, und alle Vorzeichen schienen eine günstige Fahrt zu versprechen.

Plaudernd spazierte der Kapitän mit Williams, dem ersten Bootsmanne, auf dem blendend weißen, frisch gescheuerten Verdecke umher, rauchte eine Pfeife Taback, und blies mächtige Wolken wohlriechenden Dampfes aus seinem Munde.

„Diese Fahrt kann uns ein hübsches Geldchen einbringen,“ sagte er, seinem Untergebenen zutrau-

lich auf den Rücken klopfend. „Wir haben über zweihundert schwarzhäutige Thiere an Bord, die uns nicht einen Heller gekostet haben, und in St. Domingo steht das Ebenholz eben jetzt in gutem Preise. Gehen uns auch ein fünfzig oder sechszig Stück bei der Ueberfahrt drauf, so bleiben uns doch immerhin genug, um einen trefflichen Schnitt an dem Handel zu machen. Was meinst du, altes Haus? Werden wir wohl ein fünfzigtausend Dollars herausschlagen?"

Der Bootsmann rechnete in Gedanken, nickte mit einem grinsenden Lächeln, und der Kapitän rieb vergnügt seine beiden Fäuste.

„Wetter!" sagte er, „was werden die faulen Pflanzer auf Domingo schmunzeln, wenn wir so schöne, frische, kräftige Waare auf den Markt bringen. Du wirst sehen, Alter, es gibt noch Mord nnd Todtschlag um das schwarze Vieh; 's sind Kerle dabei, die ihre drei-, vierhundert Dollars unter Brüdern werth sind, und der Henker soll mich holen, wenn ich sie nicht im Preise halte. Für gute Waare gutes Geld! Das ist so der Brauch, und ich werde kein solcher Esel sein, davon abzugehen."

Und wieder rieb sich der Kapitän die Hände und lachte dabei; lachte so recht aus Herzens-

grunde, daß die fröhlichen Töne weithin über das Meer erschallten.

„Noch eine oder zwei solche Fahrten, Bootsmann, und wir sind geborgen!" nahm er wieder das Wort. „Wir kaufen uns ein schönes Stück Land auf Hayti und Cuba oder Portorico, bauen unseren Kaffee, unser Zuckerrohr, unseren Taback, nehmen uns ein Weib, lassen die Sclaven für uns arbeiten, und leben lustig in den Tag hinein, wie der König von Frankreich, Wetter noch einmal, das soll ein Spaß werden!"

„Oho!" sagte der Bootsmann. „Halt ein Bischen. Ihr meint, ihr werdet Freude haben an dem stillen Leben auf dem Lande, Patron! Glaubt so etwas nicht. Ehe Ihr es denkt, juckt's und zwickt's und kribbelt's Euch in all' Euren Gliedern, es reißt Euch fort auf's Meer, Ihr kriegt Ekel vor Allem auf dem Lande, das Essen schmeckt Euch nicht, das Trinken auch nicht, und was geschieht? . . . An einem schönen Morgen rennt Ihr gerades Wegs von Hause fort und rennt auf die See, rennt auf ein Schiff, und habt nicht eher Ruhe, als bis Ihr die lieben Planken wieder unter den Füßen habt. Ich kenne das! Ist mir selber schon öfter so gegangen! Aber, Ihr — wißt Ihr denn nicht —" er

schaute dem Kapitän mit einem ganz absonderlichen Blick in die Augen.

Der Kapitän lachte laut. „Ei, du alter Bösewicht!“ rief er scherzend aus. „Hast's also nicht aushalten können, bist wider davon gelaufen! Oh! Oh! Was das spaßhaft ist! Aber höre, ich denke, ich halt's aus. Wenn mich die Langeweile plagt, so plag' ich dafür meine Sclaven, wie das ja alle Pflanzer in Westindien thun, und wenn dann die schwarzen Kerle vor Schmerz heulen und schreien, so schreien sie mir wohl die üble Laune weg. Will's versuchen!“

Der Kapitän wendete sich ab, und ging vergnüglich lächelnd in seine Kajüte hinab, wahrscheinlich, um recht ungestört über seine angenehme Zukunft nachdenken, nochmals und abermals den Verdienst seiner jetzigen Ladung berechnen und in allerlei süßen Träumen schwelgen zu können. Sein Bootsmann schaute ihm kopfschüttelnd nach. „Wunderbar! Wunderbar!“ murmelte er vor sich hin. „Ich glaube wahrhaftig, der Patron hat ganz und gar den gegeißelten Neger und dessen schauerliche Verwünschung vergessen. Er macht Pläne für die Zukunft, will Pflanzungen kaufen, Taback und Baumwolle bauen, und denkt nicht daran,

daß er in zwei Tagen ein Kind des Todes ist! Nun, mir kann's gleich sein!"

Nachdenklich schritt er an das Steuer, schlug einen armen Schiffsjungen, der ihm nicht von Weitem schon aus dem Wege ging, mit seinen breiten Fäusten hinter die Ohren, daß er taumelte, und schaute, gleichgültig an dem gemißhandelten, unschuldigen Buben vorüber gehend, über Bord hinaus auf das weite, in rastloser Bewegung zitternde Meer, und an dem Horizonte entlang. Alles wies sich klar; nirgends war ein Besorgniß erregendes Zeichen sichtbar. Nur fern im Westen stieg ein weißes leichtes Wölkchen auf, und die das Schiff umflatternden Möven schienen unruhig zu werden. Der Bootsmann sah die Wolke nicht, oder beachtete sie nicht. Er dachte vielleicht an ganz andere Dinge, als an die duftigen, ziehenden Wolken, die pfeilschnellen Vögel. Wenigstens sah er ausnehmend finster und mürrisch aus, stierte eine Weile unbeweglich vor sich nieder, und ging endlich in den Schiffsraum hinunter. Im Vorbeigehen befahl er dem Schiffsjungen, ihm eine Flasche Rum und heißes Wasser nachzubringen.

Wollte er vielleicht die bösen Gedanken in einem Rausche vergessen?

Mittlerweile war das Schiff in die Obhut

roher Matrosen gegeben, die sich wenig um ihre Pflicht kümmerten, wenn der Gebieter ferne war. Der Abend nahete heran. Die Sonne neigte sich zum Untergange. Die leichte weiße Wolke am fernen Horizonte war langsam, und von Minute zu Minute größer werdend, am Himmel aufgestiegen. Sie drohete dunkel und schwer, wie ein düsterer Vorhang, hinter dem Unheil und Verderben sich bergen. Die Sonne stieg hinter die Wolke hinab. Ihre letzten Strahlen fielen matt und bleich über die unruhiger wogenden, dunkelgrünen Wellen. Wie Pfeile schossen die Seemöven hin und wieder, und stießen einzelne, gellende, beunruhigende Töne aus. Dicht über die Wasser strichen sie hin, und mit großer Gewandtheit höher steigenden Wellen ausweichend. Der Wind legte sich; aber ein dumpfes, hohles Brausen durchzog gespenstig die Luft. Immer bewegter, unruhiger und dunkler wurden die Wasser. Einzelne zischende Schaumflocken krönten, rasch wieder verschwindend, die gräuselnden Wellen. Ein Windstoß brauste daher; wieder einer; das Schiff schwankte und zitterte. Wie taumelnd verfolgte es seinen Lauf, der nicht von einer festen, kundigen Hand geleitet ward.

Die plaudernden, faulen Matrosen wurden

endlich durch einen schauerlich heulenden, rasch abbrechenden Windstoß aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Einer begab sich an's Steuer, ein Anderer lief in die Kajüte, den Kapitän zu rufen; die Uebrigen stellten sich an ihre Posten. Der Kapitän kam. Er schaute ringsum, und immer düsterer und sorgenvoller ward der Ausdruck seines Gesichts. Die Matrosen starrten ihn an, und es rieselte ihnen eiskalt am Rücken hinunter. Das unabwendbare, unwiderstehliche Gespenst der Abergläubigen, die Todesfurcht, kroch kältend in ihr Herz. Sie dachten des Negers und seines Fluches, und zitterten.

Der Kapitän raffte sich zusammen; er richtete sich auf, und nahm eine gebietende Haltung an. „Wo ist Williams?" fragte er.

Ein Matrose ging hinab in den Raum, und brachte den Bootsmann herauf. Sein rothes, geschwollenes Gesicht, der stierende Blick seiner entzündeten Augen, sein schwankender Gang verriethen, daß er trunken war.

„Was wollt Ihr von mir?" fragte er mit lallender Stimme und frechen Geberden.

„Williams, nimm dich zusammen!" sagte der Kapitän. „Schüttle deinen Rausch ab, Mann!

Es ist Zeit jetzt, nüchtern zu sein, ein furchtbares Wetter ist im Anzuge."

Der Bootsmann stieß ein lautes, schauerliches Gelächter aus. „Ich habe schon lange darauf gelauert," rief er. „Denke doch nur an den schwarzen Hund, Bruder Kapitän, den du peitschen ließest. Der hat den Sturm mit seinen verdammten Zauberkünsten herauf beschworen, und es geht nun mit uns zu Ende. Komm, Bruder, trink mit mir! Der Sturm bohrt uns doch in den Grund, und da ist's besser, mein' ich, im Rausche in die Hölle zu springen, als nüchtern!"

Die Erinnerung an den unbarmherzig gemißhandelten Neger bleichte des Kapitäns Gesicht und kältete das Mark in seinen Gebeinen. War er auch weniger abergläubisch, als seine Matrosen, so konnte er sich doch nicht gänzlich der Furcht erwehren, da ihm jetzt die angekündigte Gefahr so nahe auf den Leib rückte. Doch war der Anfall nur vorübergehend. Trotz seiner Grausamkeit zeigte er sich als kühner und unerschrockener Seemann.

„Bringt ihn wieder hinunter," befahl er kalt, auf den Bootsmann deutend, seinen Matrosen. „Wenn der Sturm abgewettert und unser Freund wieder nüchtern ist, wollen wir daran denken, ihn

in's Verhör zu nehmen. Jetzt aber — Segel gerefft, Luken verschlossen und das Schiff vor den Wind gebracht."

Zwei Matrosen schleppten den trunkenen, wild und gotteslästerlich fluchenden Bootsmann vom Verdecke, während die Andern schnell und eifrig die Befehle des Kapitäns ausführten.

Es war die höchste Zeit. Dumpf brausend jagte der Sturmwind heran, und wühlte die Tiefen des Meeres auf. Es ward finster. Die dichteste Nacht umhüllte Himmel und Meer, und mit reißender Geschwindigkeit ward das widerstandslose Schiff auf unbekannten Bahnen davongeführt. Der Kapitän wich nicht vom Steuer.

Die Nacht, die schauerliche, verging, und der Morgen brach an. Die Mannschaft hoffte, mit der beginnenden Dämmerung werde sich die Heftigkeit des Sturmes brechen. Aber er schien aus dem Lichte des Tages neue Kraft zu saugen. Wilder noch und rasender, als in der Nacht zuvor brauste er über die schäumende Fluth. Die Wellen thürmten sich zwanzig, dreißig Fuß hoch, warfen das Schiff in die Höhe, ließen es wieder in Abgründe taumeln und überflutheten es von Zeit zu Zeit von vorn bis hinten mit salzigem Naß, es ganz unter Wasser setzend. Dennoch ver-

folgte das feste Gebäu stetig seine Bahn. Wohl zitterte es und stöhnte, wie in Sterbensnöthen, wohl krachten die Fugen, und die Mastbäume bogen sich, wie schwankende Gerten vor dem gewaltigen Hauche des Orkans. Dennoch hielt es aus, und erhob sich nach jeder Erschütterung, wenn auch langsam, doch stets zu erneuertem Laufe.

Der sechste Tag schwand dahin und der siebente kam. Der siebente, den der Neger bezeichnet hatte, als den Tag der Vergeltung. Ermattet von der rastlosen Anstrengung, gleichgültig geworden gegen die Gefahr durch die unerhörte körperliche Erschöpfung, besorgten die Matrosen nur lässig ihren Dienst, ließ selbst der Kapitän in seiner Aufmerksamkeit nach. Der Kampf, der nimmer ruhende, mit den Elementen brach seine Kraft. Dennoch schickte er einen Schiffsjungen hinauf in den Mastkorb und befahl ihm, fleißig auszuschauen, und jede Gefahr, die drohen könnte, durch warnenden Ruf zu verkündigen. Der Knabe kletterte in den Korb, setzte sich nieder, und verschloß die Augen. Die Müdigkeit überwältigte ihn, und er schlief, trotz dem heulenden Sturme, trotz dem unaufhörlichen Schwanken des Schiffes.

Als die Mittagsstunde vorüber war, winkte der Kapitän einen Matrosen herbei und übergab

ihm das Steuerrad, um einer kurzen Ruhe genießen zu können. Er schärfte ihm ein, nicht von seinem Posten zu weichen und alle Aufmerksamkeit zusammen zu nehmen, um einer drohenden Gefahr mit Besonnenheit ausweichen zu können. Der Matrose versprach's und der Kapitän begab sich in seine Kajüte. In zwei Nächten hatte er kein Auge zugethan. Jetzt war die Ermattung stärker als sein Wille. Er schlummerte ein.

Eine Stunde mogte er geschlafen haben, da erwachte er von einem fürchterlichen Krachen, sprang auf und horchte. Verwirrtes Geschrei erschallte vom Verdecke. Ein Matrose riß die Thüre auf, stürzte herein und rief; „das Schiff sietzt fest! die Masten sind über Bord, Alles ist verloren!"

Rasch eilte der Kapitän auf das Deck und überzeugte sich auf den ersten Blick von der Wahrheit der Unglücksnachricht. Das Schiff mußte auf einem verborgenen Riffe abgestoßen sein und saß unbeweglich. Die Masten waren abgebrochen und hingen nur noch in ihren Tauen. Die Wellen schmetterten sie unaufhörlich gegen die Planken des Fahrzeugs, welches von den fürchterlichen Stößen durch und durch erschüttert ward. Es mußte zu Grunde gehen, wenn nicht schleunige Hilfe kam.

„Kappt die Taue! Kappt die Taue!" rief mit furchtbarer Stimme, die selbst das Brausen des Sturmes übertönte, der Kapitän den Matrosen zu, während er selbst ein Beil ergriff und mit ungeheurer Kraft die Taue auseinander hieb, von denen die Masten noch fest gehalten wurden. Die besonnensten Matrosen folgten ohne Aufenthalt seinem Beispiele, und bald wurden die gefährlichen, schweren Holzstücke von Wind und Wellen hinweg gerissen.

Der Kapitän athmete leichter auf, und wollte eben Anstalten treffen, das fest sitzende Schiff von der Klippe zu lösen, als eine mächtige, breit heranrollende Woge ihn dieser Mühe überhob. Sie lüpfte das Schiff und schleuderte es vorwärts. Die nächste Gefahr schien vorüber, und Jeder begab sich wieder auf den ihm angewiesenen Platz.

Als ob der Sturm jetzt, nachdem er das schöne Schiff in ein Wrack umgewandelt hatte, seinen Willen erreicht habe, ließ seine Heftigkeit nach, und alle Gesichter heiterten sich auf. Selbst der Kapitän rieb vergnügt seine Hände, und dachte schon wieder an heiteres Wetter und Sonnenschein, an seinen Profit beim Sclavenhandel und an einen schönen Landsitz, den er sich in Cuba oder Domingo oder Portorico erhandeln wollte, als alle

diese schönen Bilder von dem Schreckensrufe: „das Schiff hat einen Leck!" auf die schrecklichste Weise verscheucht wurden. Er eilte hinab in den untersten Raum, der zur Aufbewahrung verschiedener Waaren und drgl. benutzt wurde, und fand ihn bereits zur Hälfte gefüllt mit eingedrungenem Seewasser.

Die Angst, mit dem Schiffe unterzugehen, ersetzte reichlich die Angst, mit demselben zu scheitern. Eilig rannte er wieder auf Deck und rief: „An die Pumpen! An die Pumpen!"

Alle Matrosen, selbst Williams, der glücklich seinen Rausch verschlafen hatte, eilten hinab, und pumpten, daß ihnen der Schweiß von der Stirne troff. Sie ermatteten, und noch immer war das Wasser im Raume nicht weniger geworden.

„Es geht nicht mehr!" rief Williams endlich, ruhig die Arme über einander schlagend und müssig den fortgesetzten Anstrengungen des Kapitäns und den Matrosen zuschauend. „Wir zwingen das Wasser nicht! Ehe zwei Stunden vergehen, sind wir des Todes, wenn nicht andere Maßregeln getroffen werden."

„Und was für welche?" fragte trostlos der Kapitän.

„Die Schwarzen müssen heran und pumpen!"

sagte Williams. „Kettet sie los und führt sie her. Wir bewaffnen uns, und wenn sie Widerstand wagen, schießen wir sie zusammen."

Der Kapitän schien mit großem Widerwillen diesen Vorschlag anzuhören. „Wir sind nur unserer fünfzig," sagte er. „Der Neger sind zweihundert. Wenn sie uns angreifen, könnten wir leicht den Kürzern ziehen."

„Nun, wenn Ihr Euch vor Ihnen fürchtet, Kapitän," sagte mit höhnischem Lachen der Bootsmann, „so ersauft, wie eine Ratte in der Falle, die man in's Meer wirft. Mir kann's recht sein. Ueber kurz oder lang geht's doch einmal zu Ende."

Der Kapitän antwortete nicht auf des Bootsmann freche Rede, doch ein drohender Blick aus seinen Augen schoß auf ihn, und machte ihn verstummen. Den Matrosen befahl er, sich zu waffnen, und die Neger, aber in ihren Ketten und Banden, herbeizuführen. Man gehorchte ihm schnell, und zwei von der Schiffsmannschaft gingen hinauf, die Waffen zu holen und die Neger loszuketten.

Sechstes Kapitel.

Der Neger Rache.

Nicht minder, als der Kapitän und seine Mannschaft waren die angeketteten Neger vom Sturme geängstigt worden. Das Donnern und Klatschen der Wellen, welche sich an den Schiffswänden brachen, das Brausen des Sturmes, der dumpf in ihre Ohren drang, erschreckte sie. Mehr als Alles aber peinigte sie Hunger und Durst, so wie besonders der gänzliche Mangel an frischer Luft. Ueber dem Kampfe mit den Elementen hatte man ihrer vergessen und ließ sie schmachten, ob auch je zuweilen der schreckliche Ruf ihrer Verzweiflung, das Rasseln und Klirren der Ketten zu den Ohren ihrer Peiniger drang. Kassango, den die Wunde in seiner Hüfte, die noch nicht geheilt war, nicht wenig schmerzte, und der mehr als alle Uebrigen nach einem Tropfen frischen Wassers lechzte, schrie und weinte. Kaum hörte er nach den Trostworten hin, durch welche der treue Loango unaufhörlich ihn aufzurichten und zu ermuthigen suchte. Loango selbst klagte nicht und fürchtete nichts, nicht einmal den Ungestüm des Sturmes. „Laß ihn brausen!“ dachte er. „Treibt er das

Schiff gegen Felsen und geht es unter, so befreit uns der Tod aus einer Gefangenschaft, die schlimmer und hassenswerther ist, als tausendfacher Tod." Als das Schiff auf eine Klippe aufstieß, jauchzte er und drückte Kassango an seine Brust, um Arm in Arm mit dem Knaben, den er so sehr liebte, in den Tod zu gehen. Das Brechen der Mastbäume, die wüthenden Stöße derselben gegen die Schiffswände, erregten ihm ein schauerliches Behagen, und mehr als einmal murmelte er: „Es ist sein Schiff, dessen Schiff, der mir das Fleisch von den Knochen hat peitschen lassen. Es wird untergehen, und der grausame Weiße muß sterben. Wie will ich lachen, wenn er vergebens gegen Wind und Wellen ankämpft, um sein Leben zu retten! Wie will ich lachen, wenn er, verzweiflungsvoll nach Hilfe ausschauend, die blutunterlaufenen Augen rollt! Wie will ich lachen, wenn er zum letzten Male vergebens nach Luft und Athem schnappt, und endlich, ohnmächtig kämpfend, von den Wellen verschlungen wird!"

Und Loango lachte im Vorgefühl der Freude über die Qual seines unmenschlichen Peinigers laut auf, während rings um ihn her Rufe der Verzweiflung und Todesangst gellten.

Loango freute sich zu früh. Das Schiff wurde

von den verderblichen Masten befreit und schwamm bald darauf wieder auf dem offenen Wasser. Der Neger trauerte darüber, indeß seine Unglücksgefährten jubelten. Still und verschlossen krümmte er sich zusammen und legte sein Haupt auf die eichenen Planken des Schiffs, um zu schlafen, oder um ungestört über sein Schicksal nachzudenken. Sein verwundeter, zerfleischter Rücken war fast schon wieder geheilt; dennoch brannten und schmerzten die kaum verharschten Wunden, wenn er unversehens durch das Rollen und Schwanken des Schiffes gegen die Wände desselben geschleudert wurde, und die qualvolle Pein stachelte immer von Neuem die Gefühle des Hasses und der Rachsucht in seiner Seele auf.

Plötzlich fuhr er in die Höhe und horchte. Durch Sturmesheulen und Wellenschlag hindurch vernahm er den verzweifelnden Ruf der Mannschaft: „das Schiff ist leck!“ Er kannte die Bedeutung dieses Rufes, und von Neuem jubelte er. Ohne Zögern theilte er den Entschlossensten seiner Leidensgefährten die Unglückskunde mit, indem er zugleich die Hoffnung in ihnen erweckte, daß der Leck eine Veranlassung zu ihrer Befreiung geben könnte.

„Man wird unserer Hilfe bedürfen,“ sagte er:

„man wird uns losketten, und uns zwingen, zu arbeiten, um das Wasser aus dem Raume zu schöpfen. Der Augenblick der Vergeltung ist gekommen. Sobald wir frei sind, werfen wir uns auf unsere Henker und stürzen sie in's Meer. Wir zählen ohne Weiber und Kinder zweihundert starke Männer. Der Sieg ist uns gewiß, wenn wir entschlossen sind, zu siegen oder zu sterben. Wollen wir kämpfen?"

„Wir wollen!" lautete die jubelnde Antwort. „Hinab mit den weißen Teufeln in das Meer zum Futter für die Haifische! Wir wollen kämpfen oder sterben! Du, Loango, sollst unser Führer sein!"

Und ausführlich wurde der Plan zur Empörung besprochen, während unten im Raume die Schiffsmannschaft in vergeblichen Anstrengungen ihre letzten Kräfte erschöpfte.

Nicht lange dauerte es, so wurde die Thür des Gefängnisses geöffnet, und zwei vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnete Matrosen traten hinein zu den Schwarzen. Sie klappten die Luken auf, und ließen die frische Luft in den dunstigen Raum einströmen. Aber nicht mit Jubelgeschrei, wie früherhin, begleiteten die Neger dieß fröhliche Ereigniß. Still und ruhig lagen sie in ihren Ver-

schlägen, und rührten sich nicht. Ihre Augen aber funkelten von verhaltener Freude und Rachelust.

„Auf, ihr schwarzen Thiere!“ riefen die Matrosen in der Negersprache, ohne auf die bedrohlichen Zeichen der meuterischen Stimmung der Sclaven zu achten. „Auf, faule Hunde! Ihr müßt arbeiten um Eures elenden Lebens willen. Das Schiff ist dem Sinken nahe, und Ihr ersauft in den Wellen, wenn Ihr nicht fleißig die Arme rührt. Wer sich widerspenstig zeigt, wird zusammengeschossen. Also hütet Euch!“

Nach dieser barschen Anrede schloßen die Matrosen die Ketten der Neger von den Schiffsplanken los und trieben sie aus den Verschlägen vor in den schmalen, offenen Gang, und zur Thüre hinaus. Manche verließen den Raum, um Platz zu machen; die Meisten blieben im Gange stehen. Loango war der Letzte, der losgekettet wurde, und auf ihm hafteten die düster flammenden Blicke seiner Landsleute.

„Seid Ihr fertig?“ fragte Loango die Matrosen. „Können wir gehen?“

„Geh', Hund,“ lautete die Antwort. „Geh'! aber hüte dich, noch eine Sylbe zu sprechen.“

Mit einem höhnischen triumphirenden Blicke

maß Loango die beiden Matrosen und streckte langsam den Arm nach ihnen aus.

„Eure Zeit ist um!" sprach er ruhig und lachte. „Eure Zeit ist um! Die Stunde der Vergeltung ist da! Ihr werdet büßen, was Ihr an uns gethan!"

Und ehe die bestürzten Matrosen Zeit hatten, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, wendete sich Loango zu seinen Landsleuten, und rief ihnen zu: „Greift sie! Schlagt sie zu Boden!"

Wie blutdürstige, hungrige Tiger auf ihren Raub, so stürzten die Neger mit einem gellenden Racheschrei auf ihre Peiniger los. Vergebens versuchten diese, sich zur Wehr zu setzen. In weniger denn einer Minute lagen sie mit zerschmetterten Schädeln am Boden und hauchten unter den Fußtritten der Schwarzen, unter den Schlägen ihrer Ketten ihr Leben aus. Einen wilden Jubelruf ausstoßend, tanzten die Neger um die erlegten Feinde her und wandten sich dann zur Thür, um ihren Racheburst in dem Blute der übrigen Matrosen zu löschen. Der laute Ruf Loango's hielt sie zurück.

„Halt!" rief er. „Erst laßt uns die schweren Ketten von unsern Gliedern streifen, jetzt hemmen sie unsere Bewegungen, nachher können sie

uns zu Waffen dienen. Hier ist der Schlüssel, der uns in wenigen Minuten von ihnen befreien wird."

Er schwang hoch in der Hand den Schlüssel, welchen er Einem der getödteten Matrosen entrissen hatte, und die Neger blieben, gehorsam seinem Befehle, stehen. Von Einem zum Andern ging Loango, sprengte die Ketten und gab sie den Befreiten in die Fäuste. „Schlagt damit auf die Köpfe der Weißen los," sagte er; „ihre Schädel sind weich, sie werden springen, wie Glas."

Alles war fertig, Kampflust, Mordlust schwellte die Muskeln der starken Afrikaner. Einen stolzen, siegesfreudigen Blick warf Loango über die rachedürstende Schaar. Dann schwang er seine Ketten hoch über seinem Haupte und rief mit donnernder, jubelnder Stimme: „Jetzt ist's Zeit, folgt mir nach!"

Und wie ein Vernichtung hauchender Strom wälzte sich die Schaar der schwarzen Männer hinaus aus dem Gefängnisse, hinab in den untersten Raum, wo die ganze Mannschaft des Schiffes versammelt war.

Einen Augenblick standen Kapitän und Matrosen betäubt, als sie die entfesselten Sclaven erblickten, wie sie, hoch ihre Ketten schwingend, mit

wildem Geschrei und rasender Wuth vorstürmten. Sie glaubten eine Schaar blutdürstiger Teufel zu sehen, und eine Ahnung des bevorstehenden, schonungslosen, gräßlichen Kampfes machte das Mark in ihren Gebeinen erfrieren. Wie bezaubert stierten sie die Neger an, und keine Hand griff nach den Waffen, mit denen Alle reichlich versehen waren. Der Kapitän war der Erste, welcher den lähmenden, erstarrenden Schrecken abschüttelte, und seine hallende Stimme erweckte auch die Matrosen aus ihrer dumpfen Bestürzung.

„Gebt Feuer!" brüllte er, während er selber seine Muskete auf den wüthenden, vordringenden Haufen abbrannte.

Die Schüsse krachten. Pulverdampf erfüllte den düstern, halb mit Wasser angefüllten Raum, und nur das Stöhnen und Aechzen einiger verwundeter Neger unterbrach die schauerliche Stille, welche der ersten mörderischen Salve der Weißen folgte. Die Schwarzen, erschreckt von der fürchterlichen Wirkung der Feuergewehre, wichen einige Schritte zurück, und ließen den Matrosen Zeit, ihre kurzen Degen, ihre breiten Messer zu ziehen. Aber die Bestürzung dauerte nur wenige Sekunden, Loango war unverletzt geblieben und seine

Stimme fachte die halb erloschene Wuth seiner Kameraden zu neuen Flammen an.

„Denkt an unsere Heimath!“ schrie er. „An unsere Qualen, an den Hohn und Spott, an die Grausamkeit unserer Peiniger! Rache! Rache! Drauf! Schlagt sie nieder!“

Und der Erste auf die Matrosen losstürzend, schwang er seine Ketten und zerschmetterte dem Nächsten den Schädel. Blut und Gehirn spritzte umher und der Getödtete sank zu Boden. Dieser schreckliche Anblick reizte den Blutdurst der Schwarzen, und wüthend prallten sie auf die Matrosen los.

Ein furchtbarer Kampf begann. Die Ketten der Neger klirrten und rasselten auf die Waffen und Glieder der Matrosen mit furchtbarer, vernichtender Gewalt herab. Die Schiffsmannschaft, den Kapitän an der Spitze, wehrte sich mit dem Muthe der Verzweiflung. Der Raum erdröhnte von dem gellenden Wuthgeschrei der Neger, dem aufreizenden Racherufe Loango's, dem hallenden Kommando des Kapitäns, dem Klirren und Zersplittern der Waffen, dem Geheul der Verwundeten und Sterbenden. Das Wasser im Raume färbte sich von vergossenem Blute dunkelroth. Leichname, schwarze und weiße, schwammen darin um-

her, und ihre Zahl mehrte sich von Minute zu Minute. Die Kämpfenden bildeten einen dichten, in einander geballten Knäuel. Bald tauchte hier ein weißes Gesicht, bald dort ein schwarzes auf. Die Neger fochten mit afrikanischer Wuth, die nicht die Verwundeten und Todten, noch weniger die Lebendigen verschonte. Selbst die Gestürzten hörten nicht auf, ihre Rachedurst zu befriedigen. Sie packten die Glieder der Weißen mit ihren Zähnen, rißen sie zu Boden, erdrosselten sie mit der letzten Kraft ihrer Fäuste.

Loango raste umher, wie der angeschossene Löwe der Wüste. Seine Augen schienen Funken zu sprühen, seine Stimme heiser werdend von dem rastlos wiederholten Rachegeschrei, entflammte immer von Neuem die Wuth seiner Landsleute. Wie ein Rasender stürzte er sich in das entsetzliche Getümmel, und schwang mit nimmer rastender Wuth die schweren Ketten, die seine Gelenke wund gedrückt hatten. Mit übermenschlicher Anstrengung suchte er zum Kapitän vorzudringen. Diesen seinen Peiniger zu morden, sein Blut zu trinken, seine Glieder zu brechen, das war das Ziel aller seiner Wünsche, der Sporn, der ihn zu den ungeheuersten Anstrengungen aufstachelte.

Fünf Minuten waren verstrichen, und der

dichte Knäuel, welchen bei Beginn der Schlacht die Kämpfenden gebildet hatten, löste sich in verschiedene Einzelgefechte auf. Sie wogten eine Zeit lang hin und her, vor und zurück. Bald fiel ein Matrose, bald stürzte ein Schwarzer. Aber der Weißen wurden immer weniger, während die getödteten Neger Ersatz in der Menge ihrer Landsleute fanden.

Loango warf seine Ketten weg, und bemächtigte sich eines Matrosendegens, welchen er der erstarrten Hand eines Todten entriß. Die blanke, scharfe Waffe räumte schneller auf, als die schweren, aber stumpfen Fesseln. Er brach sich Bahn durch die Fechtenden bis zum Kapitän; er stand ihm gegenüber; ein durchdringender Schrei, halb der Wuth, halb dem Entzücken angehörend, brach aus seinem Munde, und der Kapitän, der bisher wie ein Löwe gefochten hatte schrak zusammen.

„Kennst du mich?" jauchzte Loango. „Denke daran, daß du mich vor sieben Tagen geißeln ließest, weil ich meinen Freund nicht in's Meer werfen lassen wollte, denke daran und zittere. Dieser Arm wird dein Haupt von deinem Leibe trennen!"

Die funkelnden Blicke, die von Wuth und Heiserkeit klanglos und dumpf tönende Stimme,

der ausgestreckte, das blitzende Schwert schüttelnde Arm, die ganze riesenhafte, verwilderte, kampferhitzte Gestalt des mißhandelten Negers erschien dem Kapitän, wie ein Racheengel, in dessen Hand die Blitze der Vergeltung ruhen. Er ward bleich und zitterte.

„Geh'!" rief er, „mit dir kämpfe ich nicht!"

Aber schon stürzte Loango auf ihn, und nur mit Mühe konnte der Kapitän einen furchtbaren Hieb abwehren, der ihm, von oben herabsausend, den Kopf zu spalten drohte. Er fing ihn mit dem Säbel auf, biß die Zähne zusammen, und gab mit schnell wieder errungener Besonnenheit und voller Kraft den Schlag zurück. Wie leuchtende Blitze fuhren die geschliffenen Klingen durch die pfeifende Luft, und klirrten aneinander. Beide Kämpfer waren sich gleich an Kraft, Beide haßten einander mit tödtlichem Hasse, Beide fochten mit gleicher Entschlossenheit. Die größere Geschicklichkeit jedoch war auf des Kapitäns Seite, und er verfehlte nicht, sie gegen seinen Feind geltend zu machen. Ein trefflich geführter Hieb zerschmetterte Loango's Schwert. Es zersplitterte, wie Glas, und beinahe wehrlos stand der Neger seinem gefährlichen Feinde gegenüber.

Ein Blick der grimmigsten Freude zuckte unter

den buschigen Augenbrauen des Kapitäns hervor, und er senkte einen Augenblick lang seinen Säbel, um sich an der Bestürzung des Gegners und an seiner Todesangst zu weiden.

„Du mußt sterben, Hund!" rief er mit höhnischem Lachen. „Du, nicht ich, wirst den Kampf mit dem Leben bezahlen. Stirb!"

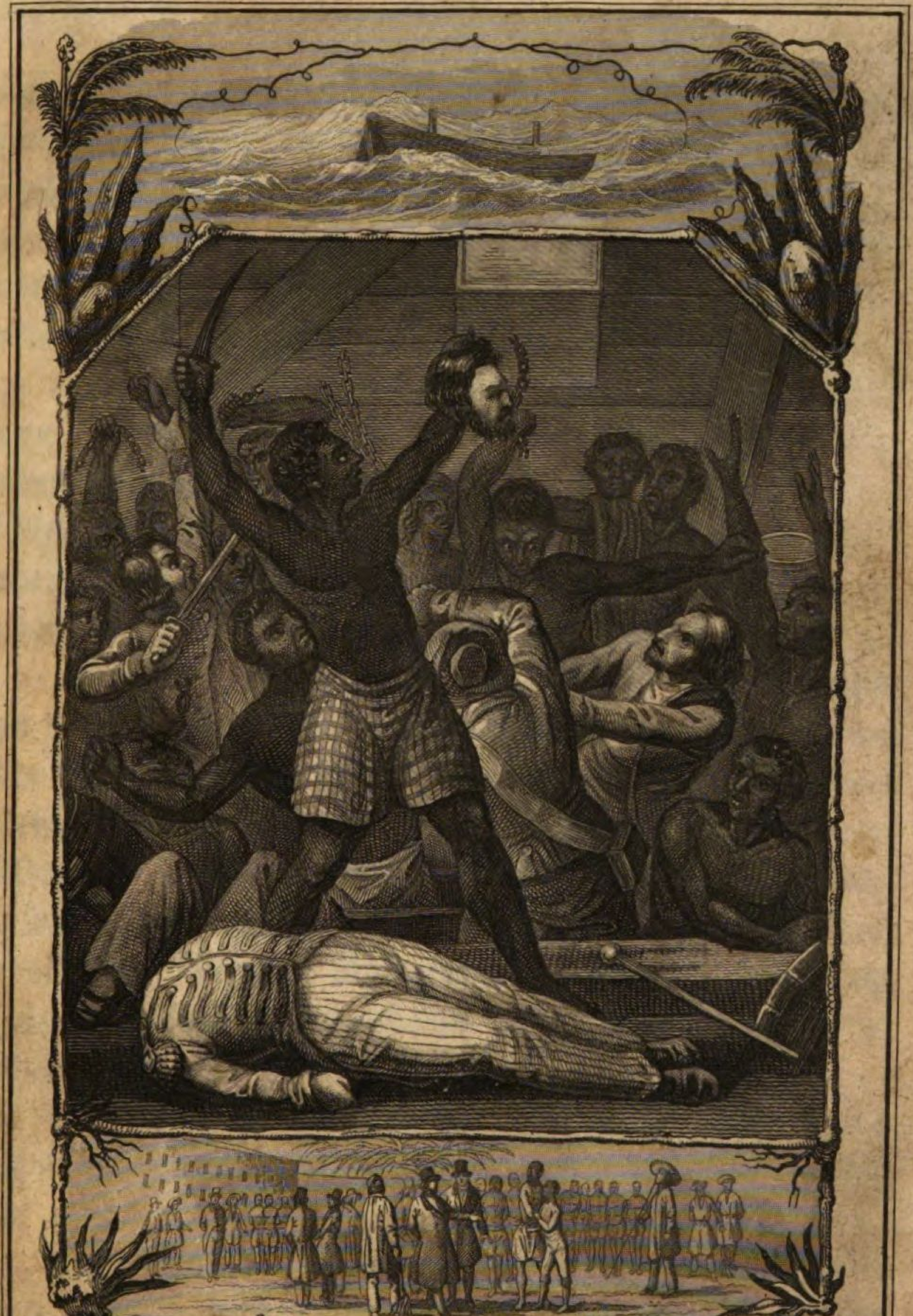
Mit Blitzesschnelle fuhr sein Degen herab, und Loango stürzte, zur Seite springend, auf den Boden. Der Hieb sauste an ihm vorbei, und ehe der Kapitän ihn mit besserem Erfolge wiederholen konnte, drängte sich Loango dicht an ihn, faßte ihn um den Leib und ließ ihn neben sich wieder auf die schlüpfrigen Planken.

Wie zwei unauflöslich in einander gekettete Schlangen wälzten sich die Kämpfenden hin und her, suchten Einer des Andern Gurgel zu packen, um ihn zu erwürgen, zerrten sich hin und wieder, umschlangen sich fest und fester und schäumten vor Mordbegier. Bei dem Kampfe in so tödtlicher Nähe war des Kapitäns Säbel eine unnütze Waffe. Er warf ihn von sich, und griff nach dem breiten Messer, das in seinem Gürtel steckte. Ehe er es aber ergreifen konnte, riß sich Loango mit einer plötzlichen Anstrengung von ihm los, schwang sein Degengefäß, das er noch immer

fest in der Rechten hielt, hoch in der Luft, und rannte es dem Kapitän in den Hals. Das zwei Zoll lange Endchen der zersplitterten Klinge, welches noch am Korbe saß, durchbohrte des Weißen Gurgel und ein Strom dunkelfarbigen Blutes folgte dem zurückgezogenen Stahle. Der Kapitän röchelte, zuckte ein Paar Mal krampfhaft mit den Händen, warf noch Einen, den letzten Haß sprühenden Blick auf seinen glücklichen Gegner, streckte sich dann lang aus, und erwartete den nahen Tod.

„Stirb, Elender!" rief Loango, seinen Fuß auf den zuckenden Leib des erlegten Feindes setzend, mit dem ganzen Ausdrucke des tödtlichsten Grimmes und befriedigter Rachgier; „stirb! Nie hat ein grausamer, unmenschlicher Bösewicht mit größerem Rechte die Todesstrafe erlitten, als du! Stirb denn!"

Noch einmal rannte er dem Verwundeten das Bruchstück seines Degens in den Leib, und warf es dann von sich, als er sah, daß sein Feind nun wirklich geendet habe. Er zog das Messer aus seinem Gürtel, und schnitt ihm den Kopf ab. Das blutige Haupt hoch in der Hand haltend, näherte er sich den wenigen, noch fechtenden Matrosen, und rief ihnen zu, die Waffen wegzuwerfen und



sich zu ergeben. Die Matrosen, erschöpft vom rasenden Kampfe, und vielleicht auch bei der Ergebung ein minder entsetzliches Schicksal, als den unabwendbaren Tod, hoffend, legten die Waffen nieder, und ließen sich geduldig ergreifen. Im nächsten Augenblicke waren sie ermordet. Loango's Befehl, die Entwaffneten zu schonen, wurde von seinen Landsleuten entweder nicht vernommen, oder sie verschmäheten es, ihm zu gehorchen. Ihr Blutdurst war einmal erweckt, und er konnte nicht eher gelöscht werden, als bis auch der letzte Feind vernichtet, sterbend oder todt zu ihren Füßen lag.

Der Kampf ruhete, denn es gab nichts mehr zu bekämpfen. Ausgetobt, verraucht war der Grimm der Wüthenden. Still schwammen die zahlreichen Leichname der Schwarzen und Weißen auf dem Wasser, es dunkelroth färbend mit ihrem Blute. Einträchtig trieben sie neben einander her, mit gebrochenen Augen, blutlosen Gesichtern, verzerrten Zügen. Loango schauderte vor dem schrecklichen Anblicke.

Sein Ruf versammelte die vom Tode verschonten Landsleute um ihn her, und er redete sie an.

„Freunde!" sagte er, „die Freiheit ist errungen, aber das Leben noch nicht gerettet. Wir

müssen arbeiten und ringen, es zu erhalten. Das Wasser muß aus dem Raume gepumpt, der Leck, den das Schiff erhalten hat, muß verstopft werden. Werft die Todten über Bord, und pumpt, so lange Ihr Athem in der Brust habt. Ich will der Erste sein, der an's Werk geht, Ihr aber kommt und steht mir bei."

Mehr als seine Worte und sein Beispiel überzeugte das immer höher steigende Wasser im Raum die Neger von der Zweckmäßigkeit seiner Befehle. Obwohl das Gefecht nicht länger, als eine Viertelstunde gedauert hatte, war das Wasser doch schon wieder um einen halben Fuß gestiegen, und man mußte das Schlimmste fürchten, wenn nicht schleunige Hilfe in Anwendung gebracht ward. Alle, die aus dem Kampfe unversehrt hervorgegangen waren, und deren Zahl sich auf mehr, denn hundert belief, griffen rüstig zu, und schleuderten die Leichname über Bord in die immer noch hochgehenden Wellen. Diese Arbeit war bald beendigt und man konnte an die Pumpen gehen.

Loango, nicht gänzlich unbekannt mit diesen Maschinen, ordnete Alles auf das Zweckmäßigste an, und leitete Alles.

Die Schwarzen arbeiteten rüstig und ihre kräftigen Arme ruheten nicht. In Strömen ergoß sich

das eingedrungene Wasser durch die geöffneten Luken, aber in Strömen quoll es von unten auch wieder zu. Loango fürchtete, daß alle Anstrengung sich als nutzlos erweisen würde. Dennoch verschloß er diese trostlose Ueberzeugung fest in seinem Inneren, um seine Landsleute nicht muthlos zu machen. Auch vertraute und hoffte er auf irgend einen glücklichen Zufall.

Und siehe, plötzlich nahm das Wasser mit Macht im Raume ab! Loango stieß einen Freuderuf auf, machte die Neger mit dem glücklichen Erfolge bekannt, und ermunterte sie, ihre Anstrengung zu verdoppeln. Mit neu belebter Kraft schafften sie, und ehe völlig die Nacht einbrach, zeigte sich der Raum leer.

Loango ließ Licht bringen, um zu untersuchen, auf welche Weise ihnen Hilfe in der Noth gekommen sei. Er leuchtete umher, sah, schauderte, und stieß einen Schrei aus. Die Neger umringten ihn, folgten der Richtung seines starren Blicks, und schrien entsetzt auf, gleich ihm. Sie sahen den blutigen, kopflosen Rumpf des erschlagenen Kapitäns. Von der Strömung des Wassers erfaßt, war sein Körper in die Oeffnung, durch welche der Schwall der Wogen hereindrang, gezwängt worden, und hatte auf diese Weise den Leck verstopft.

Stumm und schaudernd betrachteten die Neger den schrecklichen Anblick, Loango aber sagte: „Freuet Euch, meine Brüder! der Tyrann, der uns mißhandelte, der uns der Freiheit beraubte, der uns einem elenden Loose entgegen führte, der ist die Ursache zu unserer Rettung geworden. Dankt dem großen Geiste, daß er uns so wunderlich beschützt und erhalten hat!"

Der Leichnam wurde in das Meer zurückgestoßen, und der Leck augenblicklich auf das Wirksamste mit anderem und besserem Material verstopft. Erst, als dieß Werk vollendet und Alles gut und sicher war, begab sich Loango zu dem Knaben Kassango, und theilte ihm die Kunde von der blutigen Schlacht, dem erfochtenen Siege und der wunderbaren Rettung durch den Leichnam des Kapitäns mit. Der Knabe jubelte, und die Hoffnung, jetzt ohne Zögern in die geliebte Heimath, zu den Aeltern, der Schwester zurückkehren zu können, erfüllte sein Herz mit Freude und Entzücken. Loango vermogte es nicht, den Knaben seinem Freudentaumel zu entreißen, obwohl er besser, als Jener, die Schwierigkeiten zu beurtheilen vermogte, die der Rückkehr nach Afrika entgegenstehen würden. Er kettete Kassango los, und in den Freuden eines jauchzend gefeierten Siegesmahles ver-

ging schnell die erste dem gräßlichen Kampfe folgende Nacht.

Siebentes Kapitel.

Trübe Aussichten.

Die Sonne schien hell vom jetzt wieder wolkenlosen, tiefblauen Himmel hernieder, als Loango, aus tiefem Schlummer erwachend, aufsprang, und nachdenklich die Hand an seine Stirn legend, umherschaute. Um ihn her in der Kapitänskajüte lagen auf Tischen, auf Stühlen, auf dem Sopha, auf der blanken Erde seine Genossen, und schlummerten. Die lähmende Mattigkeit, die dem gestrigen Kampfe gefolgt war, die Betäubung der schwelgerisch durchtobten Nacht hatte ihre Glieder mit schweren Banden gefesselt. Sie schnarchten laut. Er wendete seine Blicke von ihnen, und stieg, über die Betäubten vorsichtig hinweg schreitend, auf das Verdeck des Schiffes.

Der Sturm hatte sich völlig gelegt; nur ein sanfter, aber stetig wehender Südost, von der heimathlichen Küste herüber hauchend, kräuselte die glänzenden, leise wogenden Wasser des Oceans.

Delphine umschwammen wieder den Kiel des Schiffes; der pfeilgeschwinde Albatros umschwebte es in weiten Kreisen und wiegte die breiten Schwingen im Sonnenstrahl; mild und heiter fächelte die Luft Loango's Wangen.

Der Neger legte seine Arme auf die Brüstung des Schiffes, beugte sich nieder, und schaute sinnend in die Wellen hinab. Eine Weile stand er so unbeweglich; dann richtete er sich auf, drehte sich um, und ließ seine Blicke über die Räume des Schiffes schweifen. Ein trauriges Bild begegnete seinen Augen, und er seufzte. Entmastet, beschmutzt, die Brüstungen an verschiedenen Stellen zertrümmert, seines starken und zierlichen Tauwerks beraubt, war das gestern noch so stattliche Fahrzeug jetzt nichts mehr, als ein schwaches, elendes, Besorgniß erregender Wrack. Der erste, beste Sturm mußte es zertrümmern, die erste Sturzwelle seine locker gewordenen Planken auseinander reißen. Voll Kummers schüttelte Loango sein Haupt, und vergebens suchte er nach einem Hoffnungsstrahle, der das finstere Bild, welches seinen Geist verdüsterte, erhellen könnte. Nirgends zeigte sich ihm ein Ausweg aus seiner beängstigenden Lage, nirgends ein trostreicher Blick in die Zukunft. Weder er selbst, noch irgend Einer seiner Landsleute

hatte die geringste Kunde von der Leitung eines Schiffes. Der Gebrauch des Kompasses, die Führung des Steuers, die Benutzung der Segel, wenn es ihnen auch gelungen wäre, sich deren zu verschaffen, waren ihm und allen übrigen versiegelte Geheimnisse. Nur so viel wußte Loango, daß sich das Schiff weit und immer weiter von der Küste Afrika's entfernte, daß es nicht in seiner Macht stand, dem unaufhaltsamen Laufe desselben eine andere Richtung zu geben, und daß er mit all' seinen Gefährten unfehlbar auf dem Meere werde verschmachten müssen, wenn nicht der Zufall das Fahrzeug an irgend einen rettenden Strand führte.

Und dieß geringe Wissen vermehrte natürlich seine Unruhe, anstatt sie zu besänftigen. Er beneidete seine Gefährten um ihren Mangel an Nachdenken. Sie Alle glaubten, es ginge geradeswegs wieder nach Hause, und Loango hielt es für grausam, sie diesem glücklichen Wahne zu entreißen.

Er trauerte tief, und war der Verzweiflung nahe. Der arme Mensch, der noch nie von den Segnungen des Christenthums Kunde erlangt hatte, der es nicht verstand, einem Höheren, dem großen Gotte, seine Leiden anheimzustellen, der in tiefer Unwissenheit des Heidenthums aufgewachsen war,

sah keine Hilfe, keinen Trost. In dem Glauben an den großen Geist, wie er seinen Gott nannte, fand er keine Hoffnung, und er rief ihn auch gar nicht an. Seinen Gott dachte er sich als ein schwaches, machtloses Wesen; es war nicht der mächtige, erbarmende, liebende Gott, wie ihn Christus seinen Brüdern verkündigt und offenbart hat.

Er verfiel in ein düsteres Grübeln, aus dem ihn plötzlich Kassango durch einen neckischen Streich aufweckte; leise war der Knabe auf das Verdeck geschlichen, und schlug nun den treuen Neger, der sich noch immer für nichts, als des Knaben Diener achtete, auf die Schultern. Schnell, und ein wenig erschreckt, wandte Loango sich um, und begegnete dem heiteren Auge des Knaben.

„Ah!“ rief er, „du hast dich schnell erholt von den Nachwehen einer schlaflosen Nacht. Konntest du nicht mehr schlummern? Ich würde für dich gewacht haben?“

Kassango drückte dem treuen Neger zärtlich die Hand. „Ich weiß und sehe es, wie du für mich sorgest,“ sagt er. „Womit habe ich das um dich verdient, Loango? Gar manchmal habe ich in früheren Zeiten dich gekränkt, dich beleidigt, dich gescholten, wohl gar auch geschlagen. Warum nun opferst du dich für mich auf?“

„Weil ich dich liebe," erwiederte Loango ruhig. „Weil du, obgleich ein aufbrausender, heftiger Jüngling, doch ein gutes und theilnehmendes Herz hast."

„Das ist's nicht allein, was dich an mich kettet!" rief der Knabe aus, deine Treue, deine Aufopferung hat noch einen andern Grund. Ich bitte dich, theile ihn mir mit."

Loango dachte ein Weilchen nach; dann sprach er: „Höre, Knabe! — Als du geboren wurdest, war dein Vater noch ein mächtiger Häuptling, und ich war einer seiner geringsten Unterthanen. Er herrschte über den zahlreichen Stamm der Cassanci, und sein Wohnsitz lag am Ufer des Cuttua-Sees. Er herrschte gut und gerecht und sein Volk liebte ihn. Der Fürst der benachbarten Zambreneger haßte deinen Vater. Er fiel mit gewaffneter Hand in sein Land ein, und erschlug Viele aus seinem Volke. Dein Vater sammelte seine Heeresmacht, und in einem wilden Kampfe besiegte er den Fürsten Mongo. Er wich, und unterwarf sich, aber geheim brütete er Rache. Er rief die Weißen zu seiner Hilfe herbei, versprach ihnen Sclaven und Gold, und die Weißen kamen mit großer Macht. Verrätherisch überfallen, wurden wir überwunden. Dein ganzes Volk mußte

sich in Knechtschaft beugen, und nur mit Mühe entrannen wir, dein Vater, seine Familie und die meinige dem Tode, oder dem noch schlimmeren Schicksale, der Sclaverei. In der Schlacht aber, die der Flucht vorherging, rettete dein Vater mit eigener Hand mich und mein Kind aus der Gefangenschaft der weißen Teufel. Sie hatten mich, da ich mein Kind auf dem Arme trug, ergriffen, und schleppten mich an den Haaren fort. Vergebens wehrte ich mich gegen die Ueberzahl. Ich erlag, und mein verzweiflungsvolles Geschrei schallte über den Kampfplatz. Dein Vater hörte es, und es schnitt ihm durch die Seele. Er flog herbei, er schlug die mich umringenden Feinde zu Boden, riß mich von der Erde auf, ergriff mein Kind, und führte uns zurück in unsere Reihen. Wir fochten lange; endlich mußten wir weichen. In der Nacht gingen wir an den Cattua-See, rafften die kostbarsten Habseligkeiten, die besten Waffen, die Schätze an Gold und Edelsteinen zusammen, bestiegen vogelschnelle Rosse, und flogen mit Weib und Kind westwärts, der entfernten Meeresküste zu. Dort siedelten wir uns an, und lebten still und verborgen. Mein Weib und mein Kind raffte der Tod hinweg. Dein Vater redete mir zu, ihn zu verlassen, um in anderen Gegen-

den neues Glück zu suchen. Ich aber hatte in der schrecklichen Nacht des Kampfes den Schwur gethan, deinem Vater und Allem, was ihm gehörte, mein ganzes Leben zu weihen, treu bei ihm auszuhalten und zu ihm zu stehen in jeder Noth und Gefahr. Du bist Zambo's Sohn, Knabe. Verstehst du mich nun?"

„Ich verstehe dich und liebe dich ob deiner Treue und Dankbarkeit," erwiedere Kassango gerührt. „Verzeihe mir, was ich dir früher in Unbesonnenheit und Leidenschaft Böses zufügte. Verzeihe mir, ich bitte dich darum."

Loango umarmte ihn, drückte ihn an seine Brust, und verschloß ihm den Mund, indem er einen Kuß auf seine Lippen drückte. „Liebe mich, wenn du kannst," sagte er. „Ein freundlicher Blick aus deinen Augen ist mein herrlichster Lohn."

Lange noch sprachen die Beiden über die Vergangenheit, und Kassango's Brust hob sich höher, sein Auge glühte stolzer, während er Loango's Erzählungen von der riesigen Macht nnd Herrlichkeit seines Vaters lauschte. „Wo aber sind jetzt die Unterthanen Zambo's?" fragte er.

„Sie schmachten unter der Herrschaft des Fürsten Mongo; ein kleiner Theil von ihnen ist fort=

geführt über das Meer," erwiederte Loango betrübt. „In ein Land geschleppt, wohin Tausende und aber Tausende unserer Landsleute vor ihnen hingebracht wurden, wohin noch viele, viele Tausende gezwungen nachfolgen werden."

„Aber was sollen sie in dem fremden Lande?" fragte Kassango.

„Sie müssen arbeiten, den Weißen die Felder bebauen, ihre Pflanzungen im Stande erhalten!" erwiederte Loango. „Der Weißen sind zu wenige, als daß sie alles Land in den großen Reichen, die sie beherrschen, ohne Hilfe bearbeiten könnten. Die Eingebornen, die ihnen hätten helfen können, haben sie vertilgt, gemordet, ausgerottet, und nun fahren sie auf großen Schiffen in unser Land, rauben unsere Brüder, unsere Schwestern, und zwingen sie mit Gewalt, ihnen Sclavendienste zu thun."

„Aber warum wehren sich unsere Brüder nicht?" fragte in lebhafter Entrüstung der Knabe. „Sind ihre Glieder nicht stark, wie die der Weißen? Verstehen sie nicht die Waffen zu führen? Warum erschlagen sie nicht ihre Peiniger, wie du den Kapitän und seine Matrosen erschlagen hast?"

Loango schüttelte traurig sein Haupt. „Du kennst die Weißen nicht, mein Sohn," sagte er.

„Sie sind ein mächtiges und tückisches Geschlecht. Sie sind klüger, als wir armen Schwarzen, und ihre Klugheit ersetzt reichlich die Ueberzahl der farbigen Männer. Sie besitzen fürchterliche Waffen, mit denen sie hunderte unserer Brüder zu zerschmettern im Stande sind, ehe daß diese in ihre Nähe gelangen können. Sie würden besiegt werden und ihr Schicksal trauriger sein nach dem Kampfe, als vorher."

„Dann wollen wir uns freuen, den Weißen entgangen zu sein," sagte Kassango. „Frei kehren wir heim, und der Vater wird jubeln, die Mutter und Schwester werden weinen vor Wonne, wenn sie uns wiedersehen. Dauert es noch lange, bis wir die Heimath wieder erreichen?"

Loango wandte sich ab, um dem hoffnungsfreudigen Knaben die Bestürzung zu verbergen, welche bei dieser Frage sein Gesicht mit Verwirrung überzog. „Es kann noch lange dauern, ehe uns dieß Glück zu Theil wird;" sagte er nach langem Stillschweigen mit gepreßter Stimme. „Wind und Wellen sind uns entgegen, und Keiner von uns vermag das Schiff zu leiten. Doch wollen wir das Beste hoffen. Denke nicht an die Zukunft, lieber Sohn; freue dich der Gegenwart, und überlaß die Sorgen deinem getreuen Diener.

Was in meiner Macht steht, werde ich thun, um dich und uns Alle glücklich zu machen. Glaubst du das? Vertraust du mir?"

„Ich vertraue und glaube dir," erwiederte der Knabe rasch, indem er Loango seine Hand reichte. „Fortan will ich deiner Leitung folgen, und standhaft Alles ertragen, was uns auch treffen mag!"

Loango lächelte ihm freundlich zu, ohne zu antworten; denn eben stürzten mit wildem Freudengeschrei die Schwarzen auf das Verdeck, und tanzten, wie um ihrer bluterrungenen Freiheit recht froh zu werden, lustig auf dem Verdecke umher.

„Laßt uns singen, laßt uns singen!" jubelten sie. „Laßt uns schmausen und trinken, trinken das süße Feuerwasser der Weißen!"

Vergebens bemühte sich Loango, die ausschweifende Fröhlichkeit seiner Landsleute in die Grenzen der Vernunft zurückzudrängen. Sie lachten über seine Warnungen, und schafften aus den untern Räumen des Schiffes die reichlich vorhandenen Mundvorräthe auf das Verdeck. Den Wein- und Wasserfässern schlugen sie die Böden ein, die Brod- und Fleischvorräthe zerstreuten sie ohne Nachdenken, in bloßem Uebermuthe, auf dem Verdecke. Manche Tonne kollerte durch die zerbrochenen Brüstungen in das Meer, ohne daß man Anstalten

getroffen hätte, sie wieder aufzufischen. Der Wein, das Wasser floß in Strömen über die Planken, und Loango's bittende und drohende Worte wurden von dem rasenden Geheul der bald trunken werdenden Schwarzen übertönt. Loango mußte sich geduldig der unvernünftigen Uebermacht fügen. Er seufzte über die Verblendung der Unsinnigen, und sah das schreckliche Schicksal, welches der thörichten Vergeudung unfehlbar über kurz oder lang folgen mußte, mit schwerem Herzen voraus. Ganz in der Stille schaffte er eine Tonne Schiffzwieback, ein Faß Wasser und einige Fleischvorräthe auf die Seite, um für die Zeit der Noth wenigstens für Kassango etwas Speise und Trank zu besitzen. Dann begab er sich mit seinem Schützlinge in die Kapitänskajüte, und überließ sich den düstern Gedanken, welche durch das unverständige Rasen der gedankenlosen Afrikaner in seiner Seele hervorgerufen wurden.

Eine Woche verging und noch eine, und immer noch wehte der Wind stet aus Südost und trieb das mastenlose Wrak unaufhaltsam den Küsten Amerika's zu. Die reichlich vorhanden gewesenen Mundvorräthe des Schiffs waren auf erschreckende Weise zusammengeschmolzen, und Loango berechnete, daß sie kaum noch auf acht Tage hin-

reichen würden, wenn der nutzlosen Vergeudung derselben nicht Einhalt gethan ward. Noch einmal stellte er mit ernsten und eindringlichen Worten seinen Gefährten vor, daß sie mit großen Schritten ihrem eigenen Verderben zuliefen, und erreichte nichts, als daß er abermals verspottet, verhöhnt und ausgelacht ward. „Wir müssen nun bald wieder nach Hause kommen," erwiederten die sich selbst täuschenden Unglücklichen. „Laß uns zufrieden, Loango! Wir wollen lustig sein! lustig! lustig! lustig!"

Und wie unsinnig tanzten sie umher, jubelten, lachten, tranken, schmausten, und dachten nicht an den nächsten Tag, viel weniger an die folgende Woche.

Loango und Kassango, von gleichen Gesinnungen beseelt, hielten sich nach wie vor fern von den Verblendeten, und der treue Diener spähete täglich und stündlich umher, ob er nicht irgendwo eine einsame Küste, eine unbewohnte, fruchtbare Insel entdecken könne. Ein solches Eiland hielt er für das einzige Mittel der Errettung. Dort, so hatte er fest beschlossen, wollte er mit Kassango das Wrack verlassen, und dieses seinem Schicksale anheim geben. Er hoffte, die Uebrigen würden seinem Beispiele folgen, wo nicht, so hatten sie selbst

es zu verantworten, wenn ein trauriges Loos sie ereilte.

So saß er auch heute mit Kassango auf dem Vordertheile des Schiffes und spähete weit hinaus in die Ferne. Nirgends erschien ein Rettungsstrand, nirgends tauchte eine in bläuliche Nebel gehüllte Küste auf. Aber die Entscheidung nahte, obwohl auf andere Weise, als er dachte. Fern, fern am äußersten Horizont entdeckte er einen dunkeln Punkt, der sichtlich näher und näher kam. Er machte Kassango darauf aufmerksam, und Beide bemühten sich, das eigentliche Wesen des unbekannten Gegenstandes zu erforschen.

„Es ist ein Schiff!" rief Kassango.

„Nein, das ist nicht möglich," erwiederte Loango. „Ich sehe weder Segel noch Masten; es muß ein kleines Fahrzeug, ein schwaches, unbedeutendes Boot sein."

Und Loango vermuthete richtig. Das Wrack kam mit jeder Minute dem räthselhaften Gegenstande näher, und bald erkannten Beide deutlich ein leichtes Boot, welches von einem einzigen weißen Manne in Bewegung gesetzt ward. Er ruderte dem Schiffe entgegen, winkte, rief, und bemühte sich auf jede Weise, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Loango schwankte, ob er dem

Weißen helfen, ob er ihn seinem Schicksale überlassen sollte. Er traute dem ganzen Geschlechte nicht, denn nur zu viel Böses schon war ihm von den Weißen zugefügt worden. Kassango's Herz aber fühlte Theilnahme für den einsamen Mann, und er bat Loango, ihn aufzunehmen.

„Es ist ja nur Einer!" sagte er. „Er kann uns nicht schaden, wohl aber steht es vielleicht in seiner Macht, unser Schiff zu lenken und der Heimath zuzuführen. Wir wollen ihm reichen Lohn versprechen, wenn er uns nach Afrika bringt, und ihn mit dem Tode bedrohen, wenn er es wagen sollte, uns irre zu führen. Laß ihn ein, Loango!"

Der vorsichtige Neger überlegte Kassango's Vorschlag und stimmte ihm nach kurzem Bedenken bei.

„Gut," sagte er, „wir wollen ihm trauen, da er in unserer Gewalt ist. Aber wehe ihm, wenn er uns verräth!"

Er machte seine Landsleute auf das nahende Boot aufmerksam, und bewog sie bald, sich des darin sitzenden Weißen als Führer zu bedienen.

Mittlerweile kam das kleine Fahrzeug näher, und abgezehrt, wie ein Gespenst, bleich, verhungert flehte der weiße Mann um Aufnahme. Man zog ihn auf das Schiff, erquickte ihn mit Speise und

Trank, und brachte ihn in die Kajüte, damit er eines ungestörten Schlafes genießen könnte. Erst am folgenden Tage fragte ihn Loango, wie er in die elende Lage, aus der er ihn gerettet habe, gekommen sei?

Der Weiße erzählte, er heiße Courval, sei ein Franzose, ein Pflanzer auf St. Domingo und durch eine Reihe von Unfällen auf das Meer verschlagen worden. Die Frage Loango's, ob er das Wrack an die Küste von Afrika führen könne, bejahte er ohne Bedenken, und schien sehr vergnügt, als ihm eine große Belohnung versprochen wurde, wenn er sich diesem Geschäfte unterziehen wolle. Bald war die Sache abgemacht, und die Schwarzen jubelten, als sie erfuhren, daß es nun wirklich wieder nach Afrika ginge. Selbst Loango vergaß seine Sorgen, und lebte fröhlich mit den Fröhlichen.

Achtes Kapitel.

Der Sclavenmarkt.

Courval, ein verschmitzter, listiger Mensch, wußte sehr bald die Geschichte des Wrackes den Schwar-

zen abzufragen. Er schauderte, als er das Schicksal des Kapitäns erfuhr, und beschloß vorsichtiger, als Jener, zu Werke zu gehn. Auf alle Weise suchte er die Neger zu täuschen, und zugleich ihr Vertrauen zu gewinnen. Er richtete mit Hilfe Loango's und Anderer einen Nothmast auf, befestigte Segel daran, und gab dem Laufe des Schiffs eine gänzlich veränderte Richtung. Unvermerkt aber fiel er in den früheren Cours zurück, und als die Nacht eingebrochen war, segelte er gerade, anstatt nach Afrika auf St. Domingo los. Er war nur wenige Tagereisen von dieser Insel entfernt, und hatte beschlossen, daselbst zu landen und sich der Neger zu bemächtigen. Die armen Schwarzen hatten von diesen Plänen keine Ahnung.

Courval war nicht, wie er behauptet hatte, ein Pflanzer, sondern er war nur der Sclavenvogt eines Pflanzers, Namens Bombelles, dessen Besitzungen an der fruchtbaren Küste Domingo's lagen. Bei einer Lustfahrt auf dem Meere war er durch einen plötzlich losbrechenden Landwind weit verschlagen, und endlich, nachdem er Hunger und Durst hatte ertragen müssen, in dem Augenblicke der höchsten Noth von den Afrikanern aufgenommen worden. Da er die Schwarzen kaum als Menschen zu betrachten gewohnt war, machte er

sich kein Gewissen daraus, seine Lebensretter zu täuschen und einem beklagenswerthen Schicksale zu überliefern.

Am Abend des zweiten Tages, nachdem er die Leitung des Schiffes übernommen hatte, sah Courval beim Glanze der untergehenden Sonne die Küste Domingo's aus dem Meere aufsteigen. Die Schwarzen entdeckten nichts davon und begaben sich bei einbrechender Nacht in die Kajüten, um zu schlafen. Niemand blieb auf Deck, als der verrätherische Weiße. Er lenkte das Steuer zu Gunsten seiner Absichten, und das Schiff flog bei dem günstigsten Winde der Insel zu. Bald nach Mitternacht lag es den Besitzungen Bombelles gegenüber. Courval schlich leise hinab in die Kajüten, um sich zu überzeugen, daß die Betrogenen in tiefem Schlafe liegen. Keiner hatte die Augen offen, und vergnügt lächelnd kehrte der Verräther auf das Verdeck zurück. Leise schloß er die Luken, die aus dem Raume hinauf führten, verriegelte sie und schnitt auf diese Weise den Negern den Rückweg ab. Sie waren gefangen, wie ein Vogel im Käfig. Mit Mühe warf er sodann die Anker aus und reffte die Segel. Das Schiff lag unbeweglich. Jetzt endlich bestieg er sein Boot, das am Hintertheile des Wracks befestigt war,

löste es, und ruderte eilig hinüber an den nahen Strand.

Er stieß einen Freudenschrei aus, klatschte in die Hände und lachte laut, als ihm nun sein Vorhaben so gut gelungen war, und rannte spornstreichs durch die wohl angebauten Felder dem Herrenhause zu, das nur eine kleine Strecke vom Strande entfernt lag. Er klopfte, schellte und ruhete nicht, bis ihm aufgethan ward. Ein Diener ließ ihn ein, und er verlangte sogleich Herrn Bombelles zu sprechen.

Herr Bombelles kam, ein langer, hagerer Mann, mit harten, mitleidlosen Zügen, der sich nicht wenig wunderte, seinen Sclavenvogt, den er schon verloren gegeben hatte, wieder zu sehen. „Wo kommt Ihr her, Courval, mitten in der Nacht?“ fragte er.

Mit geflügelten Worten erzählte Courval sein Abenteuer und die gelungene List. Herr Bombelles hörte ihm mit sichtbarem Vergnügen zu.

„Ihr seid ein Teufelskerl, Courval,“ sagte er lustig lachend. „Da habt Ihr einen Fang gethan, der seine dreißigtausend Dollars unter Brüdern werth ist. Ihr könnt Euch nun selbst eine Pflanzung kaufen, und die schwarzen Lastthiere zu Eurem Nutzen verwenden.“

„Ich ziehe es vor, Herr, bei Euch zu bleiben," sagte Courval. „Steht mir bei, die Schwarzen zu fesseln, und der Gewinn soll zu gleichen Theilen gehen. Wollt Ihr?"

„Topp!" rief Herr Bombelles, und schlug ein in die dargereichte Hand seines Vogtes. „Topp! Wir wollen nicht säumen, sofort die nöthigen Anstalten zu treffen."

Wenige Minuten nachher ging ein Bote an den Kommandanten der nahe gelegenen Hafenstadt ab, und mit der Morgendämmerung marschirte ein Bataillon trefflich bewaffneter Soldaten auf die Pflanzung los. Die Soldaten wurden eingeschifft, bestiegen das Wrack, wo die armen getäuschten Neger noch im tiefsten Schlafe lagen, öffneten die Luken, drangen hinunter in die Kajüten und bemächtigten sich der überraschten Schwarzen ohne allen Widerstand. Gefesselt wurden sie heraufgeführt auf das Deck und an's Land geschafft, woselbst sie einstweilen in festen Gewölben ihrer ferneren Bestimmung entgegenharren mußten.

Die Qual der armen, so plötzlich aus allen ihren Hoffnungen und süßen Träumen aufgeschreckten Neger war grenzenlos. Sie weinten, sie fluchten, sie jammerten und heulten. Tausendfache Verwünschungen des ungetreuen, verrätherischen Courval

hallten von den feuchten Mauern ihres Kerkers wieder.

Kassango, dessen Wunde noch immer nicht ganz geschlossen war, hing aufgelöst in Schmerz und Thränen am Halse Loango's, der, selbst tief betrübt, kaum Worte finden konnte, den unglücklichen armen Knaben zu trösten und aufzurichten. Doch that er sein Möglichstes und schwur ihm von Neuem, auch jetzt lieber zu sterben, als jemals sich von ihm zu trennen. Die treue Anhänglichkeit des wackern Mannes verlieh dem Knaben neuen Muth, und ruhiger erwartete er endlich die Entscheidung seines Schicksals.

Einige Tage verstrichen ohne besondere Ereignisse. Die Neger wurden ziemlich gut behandelt und mit den nöthigen Nahrungsmitteln versorgt. Es fehlte ihnen nichts als Freiheit und frische Luft. Da rasselten eines Morgens die Schlösser, die Thüren ihres Gefängnisses wurden aufgethan, und die Gefesselten hinausgeführt auf einen großen Hofraum. Man stellte sie in einer langen Reihe auf. Der Sclavenvogt Courval, mit einer Geißel, dem Abzeichen seines Dienstes, versehen, befahl ihnen, sich still und ruhig zu verhalten, und theilte einige Hiebe aus, wo sein Gebot nicht pünktlich befolgt ward. Ingrimmige Blicke des Hasses

schleuderten die Schwarzen auf den Mann, der sie verrathen und getäuscht hatte. Courval erwiederte sie mit höhnischem Lächeln.

An den Fenstern des langen Wohngebäudes, welches die eine Seite des Hofraums einnahm, zeigten sich weiße Gesichter, welche prüfende Blicke auf die unten stehenden Schwarzen warfen. Sie gehörten Pflanzern an, welche gekommen waren, einen Handel zu machen, und die Zahl ihrer Sclaven mit einiger frischer Waare zu vermehren. Bombelles, der von Einem zum Andern ging, machte sie aufmerksam auf die Vorzüge seiner Neger, verschwor sich mit Leib und Seele, seine werthen Freunde auf keinen Fall zu übertheuern, und lud sie endlich ein, in den Hof hinabzugehen, um die schwarzen Thiere mehr in der Nähe untersuchen zu können. Die Pflanzer gingen den Vorschlag ein und die ganze Gesellschaft kam in den Hof.

Man musterte die Schwarzen, betastete ihre Glieder, suchte die Stärke und Festigkeit ihrer Muskeln zu erforschen, ließ sie allerlei Stellungen einnehmen, allerlei Bewegungen machen, prüfte ihre Zähne, ihre Haut mit scharfen Blicken, und behandelte sie ungefähr so, wie ein Pferd oder ein anderes nützliches Thier, was man Lust zu kaufen

hat. Auf die Gefühle und Empfindungen der armen schwarzen Geschöpfe wurde nicht die mindeste Rücksicht genommen. Bombelles und Courval lobten ihre Waare, priesen ihre Vortrefflichkeit, ihre seltene Schönheit, ihre trefflichen Eigenschaften. Die Käufer mäkelten, tadelten, rümpften die Nasen. Jeder beobachtete ein Benehmen, das ihm den größten Vortheil zu sichern schien. Bald begann der Handel.

„Wie hoch haltet Ihr diesen Krauskopf hier?" fragte ein dicker Pflanzer, einen jungen, starken, gesunden Neger freundlich mit der Hand streichelnd und seinen glatten Rücken klopfend.

„Vierhundert Dollars!" lautete die Antwort; „keinen Pfennig weniger. Der Bursch ist seine fünfhundert unter Brüdern werth."

Der Pflanzer lachte spöttisch. „Zweihundert Dollars würden schon zu viel sein," rief er; „doch will ich aus alter Freundschaft für Euch zweihundert und fünfzig geben."

Bombelles machte eine Geberde des höchsten Erstaunens. „Was denkt Ihr?" rief er. „Haltet Ihr mich für einen Neuling, Nachbar? Schaut Euch den Kerl an! Himmel, was hat er für Muskeln! Welches Ebenmaß! Welche Kraft! Der arbeitet Euch für zwei Andere, Freund!

Vierhundert Dollars, das ist der Preis, und ich habe ihn wahrhaftig noch viel zu niedrig angeschlagen!"

Der dicke Pflanzer bot mehr, Bombelles gab nach, — man wurde Handels einig um dreihundert Dollars.

„Nehmt ihn hin," sagte der Verkäufer; „Ihr habt einen Handel gemacht, über den Ihr lachen könnt! Wenn wir nicht alte Freunde wären, so mögtet Ihr nicht so gut weggekommen sein. Aber ich denke, Ihr macht's mir einmal wett!"

Der Neger ward abgeführt, und der Handel ging weiter. Die oben erwähnte Scene wiederholte sich mit geringen Variationen, und Verkäufer, wie Käufer schienen zufrieden.

Endlich kam die Reihe auch an Kassango und Loango. Auf den verwundeten Knaben wollte Niemand bieten; jedoch Loango's kräftige, hohe, muskelstarke Gestalt weckte die Habgier der Käufer. Man bot vierhundert, fünfhundert Dollars für ihn. Bombelles hielt auf sechshundert.

„Ich lasse ihn für keinen geringern Preis," sagte er; „und wollt Ihr ihn nicht, so behalt' ich ihn selbst!"

Man ließ vom Handel ab, ging fort, kam wieder zurück, bot von Neuem, konnte sich aber

nicht einigen. Endlich gab man ihn auf, und Bombelles rief: „Hat Niemand Lust zu dem Kinde hier? Seine Wunde wird bald geheilt sein, und dann ist er immerhin zu gebrauchen. Für hundert Dollars steht er zu Dienst.“

Der dicke Pflanzer drehte sich nach Kassango um, und betrachtete ihn einen Augenblick. „Nun fünfzig will ich geben,“ sagte er gleichgültig.

„Nehmt ihn hin!“ erwiederte eben so gleichgültig Bombelles.

Der dicke Pflanzer befahl einem Diener, Kassango zu den anderen Schwarzen, die er erhandelt hatte, zu führen, und wendete sich fort, um zu gehen. Ein wilder Ruf, der gellend durch den Hof erschallte, hemmte seine Schritte, und er kehrte zurück. Mit ihm die übrigen Pflanzer, welche sich schon dem Hause genähert hatten.

Sie erblickten eine seltsame Gruppe.

Loango hielt mit dem einen Arm Kassango umschlungen, ihn fest an sich drückend; den andern streckte er mit geballter Faust dem Diener des dicken Pflanzers entgegen, und rief ihm mit drohenden Worten zu, sich zu entfernen.

„Wage es, den Knaben anzurühren, und stirb dann von meiner Hand!“ rief er zitternd vor

Aufregung und Leidenschaft. „Nur mit meinem Leben lasse ich ihn von mir!"

„Was sagt der Hund?" fragte herbeispringend Bombelles seinen Vogt Courval, welcher schon die Geißel über Loango's Rücken schwang. „Was sagt er?"

„Er will den schwarzen Jungen nicht von sich lassen," erwiederte Courval, die Peitsche sinken lassend. „Sie hängen sehr an einander, wie ich schon früher bemerkt habe, und vielleicht wär' es gut, sie nicht zu trennen."

„Papperlapapp!" rief Bombelles lachend. „Reißt sie aus einander, und wenn das schwarze Thier nicht losläßt, so peitscht ihn bis auf's Blut. Schnell, ohne Umstände."

Ein paar Diener sprangen zu, wichen aber zurück vor dem rollenden Auge und den grimmig verzerrten Zügen des Negers, der wüthend mit den Zähnen knirrschte und seine Ketten schüttelte, daß sie klirrten. Selbst Courval wagte sich nicht heran.

Schon befahl Bombelles, Flinten zu bringen und Loango nieder zu schießen, als der wüthende Neger plötzlich Kassango los ließ, und sich demüthig flehend auf die Kniee niederwarf.

„Behaltet den Knaben, Herr!" bat er mit den

sanftesten Tönen seiner Stimme; „behaltet ihn, und ich will Euch treu und gehorsam dienen, ich will für Euch arbeiten früh und spät, Tag und Nacht, und will Euer fleißigster Sclave sein. Behaltet ihn, und es soll Euch nicht gereuen.

Verwundert blickte Bombelles den Sclavenvogt an, und fragte diesen, was der Neger wolle. Courval, der die Sprache der Neger verstand, erklärte ihm die Bitte Loango's.

„Nichts da!" rief Bombelles. „Der Junge ist verkauft, und ich mag ihn nicht, vollends jetzt nicht. Fort mit ihm!"

Wieder näherten sich die Diener, und Loango, zur äußersten Wuth getrieben, sprang auf und stellte sich wieder drohend den erbarmungslosen Schergen des grausamen Pflanzers entgegen. Ein furchtbarer Kampf schien erfolgen zu müssen, als plötzlich der dicke Pflanzer der Scene ein Ende machte.

„Ich kaufe den Schwarzen," sagte er ruhig. „Sechshundert Dollars habt Ihr für ihn gefordert — ich gebe sie. Man soll die Beiden nicht trennen."

Bombelles und die übrigen Pflanzer lachten über das gefühlvolle Herz des Dicken, der sich jedoch wenig um ihren Spott zu kümmern schien.

seinen Kaffee und rauchte seine Havannahcigarre dazu, trat unangemeldet Loango in des Gebieters Gemach und neigte sich tief vor ihm. Sein Auge glänzte, und er schien erhitzt, aufgeregt.

„Was willst du, Loango?" fragte Monsieur Barbier mit sanfter Stimme, indem er sich gemächlich über sein rundes Bäuchlein strich. „Hast du mir eine Mittheilung zu machen?"

„Herr!" rief Loango; „Herr, wollt Ihr mir glauben, mir Vertrauen schenken? Ihr wißt, was ich Euch versprach, als Ihr mich von dem grausamen Bombelles, Eurem Nachbar loskauftet! Die Zeit der Vergeltung ist gekommen, und ich will vergelten."

Monsieur Barbier horchte hoch auf und schaute seinen Neger verwundert an. „Sprich!" sagte er kurz, „ich vertraue dir."

„Herr, so schafft all' Euer Geld, Eure Juwelen, Eure Vorräthe, Eure ganze Habe auf das erste beste Schiff, das von der Insel absegelt," rief dringend Loango. „Verkauft, wenn Ihr könnt, Eure Besitzungen, und flieht selbst, ohne Zögern, ohne unnützen Aufenthalt dieses Eiland. Ihr steht auf gefährlichem Boden, und binnen kurzer Zeit wird eine Flamme aus ihm aufschlagen, die das Leben der Weißen verzehren wird."

Monsieur Barbier schrak zusammen und schaute den warnenden Neger mit zweifelhaftem Blicke an. Doch sammelte er sich bald, und seine Cigarre durch einige kräftige Züge im Brande erhaltend, schüttelte er den Kopf. „Thorheit! Thorheit!" sagte er dann. „Ich weiß wohl, daß hie und da die Neger unruhig sind, und sogar schon Gewaltthätigkeiten gegen ihre Herren verübt haben, daß einige schwache Köpfe einen allgemeinen Aufstand der Schwarzen fürchten, und daß sie von nichts, als Blutvergießen, Sengen, Morden, Brennen und Plündern sprechen. Die guten Leute erschrecken sich durch selbstgeschaffene Gespenster! Was könnten die armen Sclaven wohl gegen die Regimenter der Kapstadt, Port au Prince, Domingo anfangen? Einige Kanonenschüsse würden sie auseinander jagen, wenn sie verwegen genug wären, Meuterei anzustiften. Geh', geh', Loango! Du siehst eine Mücke für einen Elephanten an!"

„Herr," sprach Loango, und seine Stimme wurde dringender, seine Geberden heftiger, „Herr, hört auf meine Stimme und verachtet meine Warnungen nicht. Bedenkt, der Weißen sind Wenige auf dieser Insel, der Schwarzen eine zahllose Menge. Man hat sie auf's Aeußerste gebracht. Sie werden ihre Herren ermorden, ehe Hilfe mög-

lich ist, und zu spät würdet Ihr es bereuen, wenn Ihr meinem Rathe nicht folgtet. Ich wünsche Euch Gutes, Monsieur Barbier. Ihr könnt Euch einzig durch Flucht retten."

Der dicke Pflanzer zog ein gutmüthig spottendes Gesicht. „Höre, mein Alter," sagte er, „gesetzt auch, Alles ist wahr, was du behauptest, was würde selbst dann ich zu fürchten haben? Meine Sclaven lieben mich, ich behandle sie gut, werden sie mich morden wollen? Auch kann ich Soldaten kommen lassen zu meinem Schutze."

„Die Soldaten werden gemordert werden, und auch Ihr, Herr!" rief Loango leidenschaftlich. „Die Sclaven lieben die Freiheit mehr, als alles Andere. Hört Euren Vogt! Er wird Euch sagen können, ob Eure Schwarzen die nämlichen sind, die sie noch vor einem Monate waren. Hört ihn, und dann entscheidet."

Monsieur Barbier war denn doch ein wenig besorgt, und ließ den Vogt kommen. „Was ist mit meinen Schwarzen?" fragte er. „Hier Loango hat mir ein seltsames Lied in die Ohren gezwitschert, und ich will klar sehen."

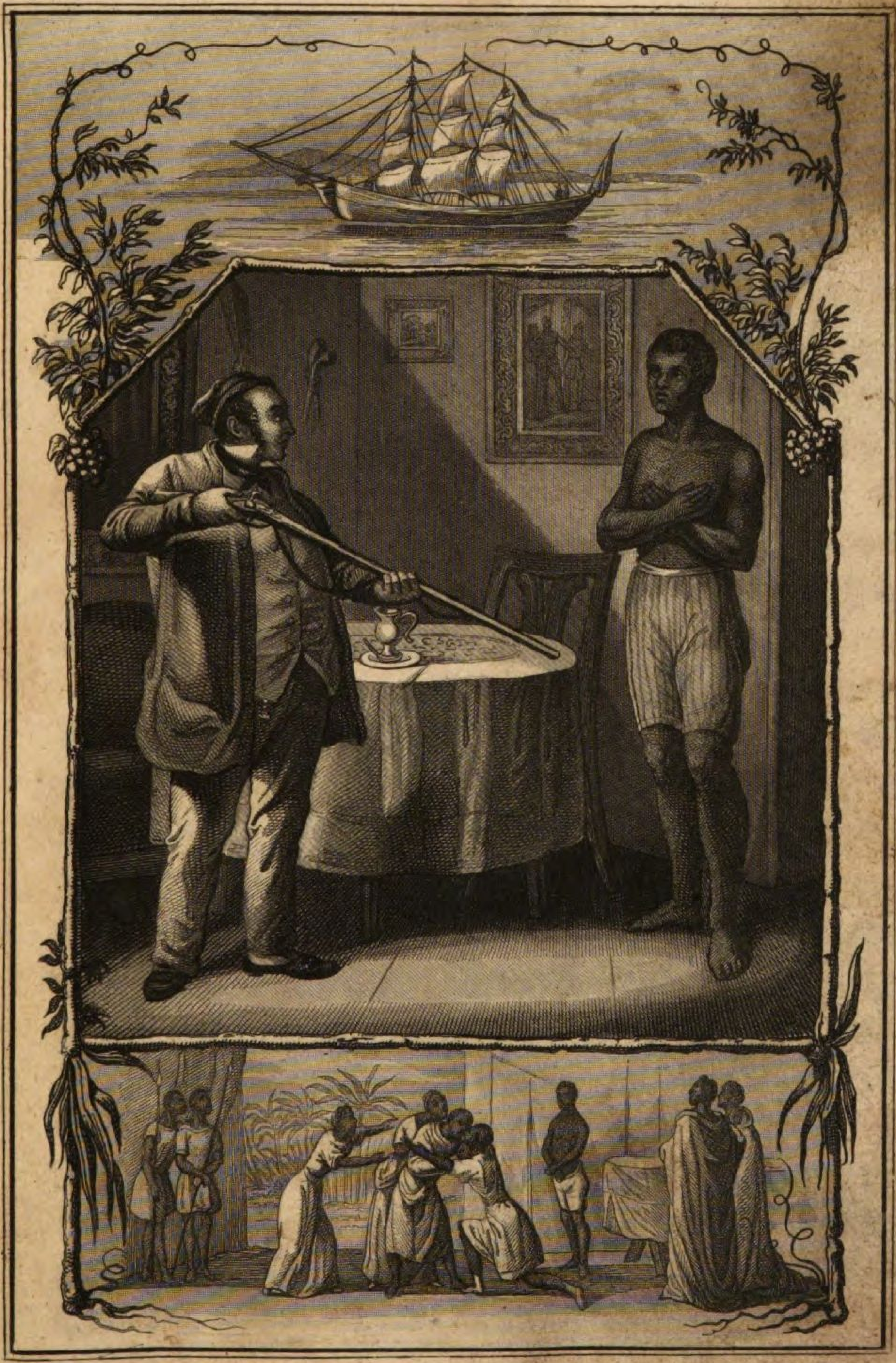
Der Vogt wand sich und schmiegte sich, und wollte nicht recht mit der Sprache heraus, weil er Monsieur Barbiers Vorwürfe fürchtete. Endlich

bekannte er dennoch, daß allerdings die Schwarzen wie umgewandelt seien, daß sie nicht mehr so gehorsam, so willig, so arbeitsam wären, wie früher, und daß ein böser Geist der Widersetzlichkeit sich bei ihnen eingenistet habe. „Sie tragen die Köpfe so hoch,“ sagte er, „als ob sie die Gebieter und Herrscher des Landes wären.“

Monsieur Barbier wurde ungemein nachdenklich bei diesem Berichte, und vergaß sogar seine Havannahcigarre im Brande zu erhalten. Er rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her, und schüttelte sehr mißmuthig den Kopf. „Du kannst wieder gehen,“ sagte er endlich zum Sclavenvogte, ihm ungeduldig mit der Hand winkend.

Der Vogt verschwand, und Monsieur Barbier schaute sinnend den Schwarzen an. „Höre, Loango,“ sprach er nach einer langen Pause, „ich glaube, daß ich dir trauen kann. Sage mir offen, was du von einer Verschwörung der Sclaven weißt, nenne mir ihre Anführer, sage mir, wie ich sie greifen, sie fassen kann. Nenne mir die mißvergnügten auf meiner Pflanzung, und ich will dich wie ein König belohnen. Selbst deinem Rathe will ich folgen, wenn du mir nichts verhehlst.“

Ein trüber Schatten verdüsterte Loango's Züge. [illegible] kann meine Brüder nicht verrathen, Herr!“



sagte er leise und traurig. „Ich will für Euch sterben, da Ihr mir Gutes gethan habt, aber Verräther an meinem Volke werden, das kann ich nicht.“

Monsieur Barbier sprang auf, riß eine geladene Büchse von der Wand und zielte auf Loango, der verwunderungsvoll dem seltsamen Beginnen des sonst so sanften und ruhigen Gebieters zuschaute.

„Stirb oder bekenne!“ rief Monsieur Barbier mit wilder Stimme, und spannte den knackenden Hahn des Gewehrs.

Einen vorwurfsvollen Blick warf Loango auf seinen Gebieter. Dann sprach er ruhig, die Arme über der breiten Brust kreuzend, mit sanfter, aber entschlossener Stimme: „Tödtet mich, Herr.“

Monsieur Barbier warf die Büchse von sich und reichte dem Sclaven seine fleischige Hand. Ein mildes Lächeln schwebte auf seinen Lippen. „Gib mir deine Rechte, Loango,“ sprach er mit Rührung. „Du bist ein treuer und wackerer Mensch, und verdientest, ein Weißer, ein Christ zu sein. Ich werde deinem Rathe folgen, ohne weiter in dich zu dringen, die Geheimnisse deiner Landsleute zu verrathen. Du sollst nicht unbelohnt bleiben. Geh'.“

Treuherzig schüttelte Loango Monsieur Barbiers Hand und verließ das Gemach, um seinen gewohnten täglichen Geschäften nachzugehen. Nur seinem Freunde Kassango, der indeß zu einem stattlichen Jünglinge aufgeschossen war, theilte er die gehabte Unterredung mit Monsieur Barbier mit.

Während die Neger still und ruhig die Maßregeln ihres Herrn abwarteten, ließ sich Monsieur Barbier nur wenig unter seinen Sclaven blicken. Den ganzen Tag saß er in seinem Kabinette, arbeitete, rechnete, schrieb, sandte Boten aus hierhin und dorthin, packte seine Kostbarkeiten, seine baaren Gelder zusammen, und sprach mit Niemand, als nur mit seinem Sclavenvogte. Acht Tage aber nach seiner Unterredung mit Loango segelte ein hübsches, wohlbemanntes und aufgetakeltes Kauffahrteischiff an der Küste entlang und warf, gerade Monsieur Barbiers Besitzungen gegenüber, die Anker aus. Niemand achtete darauf, als Loango. Der aber vermuthete, zu welchem Zwecke das Schiff gekommen sein mögte. Am Abend darauf ward er vom Vogte zu Monsieur Barbier geführt.

„Nun," fragte freundlich der dicke Pflanzer, „nun, Loango, hast du den Kauffahrer bemerkt?"

„Ich habe ihn gesehen, und glaube seine Bestimmung zu errathen," erwiederte der treue Neger, dem die Freude aus den Augen funkelte. „Ihr wollt fort, Herr, Ihr wollt fliehen, und wahrlich, es ist hohe Zeit. Morgen wäre es vielleicht schon zu spät."

„So dürfen wir nicht säumen," sagte Monsieur Barbier. „Kannst du dich auf deinen Freund Kassango verlassen?"

„Wie auf mich selbst!" lautete die rasche und bestimmte Antwort.

„Wohl, so führe ihn her!" gebot Monsieur Barbier. „Ein paar rüstige Arme sind eine wackere Hilfe. Noch in dieser Nacht wollen wir einpacken und fliehen."

Loango verschwand, und schlich leise zu der Hütte, in der Kassango im ersten Schlafe lag. Er weckte ihn auf, theilte ihm Monsieur Barbiers Absichten mit, und forderte ihn auf, behilflich zu sein. Ohne Säumen warf Kassango die Kleider über und folgte Loango nach. Hin und her, strandab, strandauf wanderten die beiden Neger, Monsieur Barbier und der Sclavenvogt, die kostbaren Habseligkeiten des reichen Gebieters auf das sichere Fahrzeug schaffend. Ein paar Matrosen mußten mit Hand anlegen, und das Werk war

gethan, lange bevor der erste Strahl der Sonne über die Wogen zitterte.

Monsieur Barbier stand mit den beiden Negern auf dem Verdeck.

„Nun, meine Freunde," sagte er, „was kann ich für euch thun? Zieht ihr es vor, auf der Insel zurück zu bleiben, so will ich euch nicht halten und eure treue Hilfe reichlich lohnen. Wollt ihr mir folgen, mich begleiten, so sollt ihr nicht mehr meine Sclaven, ihr sollt mir liebe und werthe Freunde sein, und nimmer soll es euch an irgend Nothwendigem mangeln. Entscheidet! doch vergeßt nicht, daß es mich herzlich freuen würde, wenn ihr mich nicht verließet.

Kassango und Loango schauten sich, von Einem Gedanken ergriffen, mit leuchtenden Augen an.

„Herr!" rief endlich Loango, „wollt ihr das Maß eurer Güte voll machen, so nehmt uns mit euch, laßt uns aber dann in unser Heimathland zurückkehren. Gebt einer trauernden Mutter, einem trauernden Vater den lange beweinten, den schmerzlich vermißten Sohn zurück. Laßt uns nach Afrika gehen."

„Es sei!" erwiederte Monsieur Barbier. „Und damit du siehst, Loango, wie sehr ich deine Treue, deine Redlichkeit zu schätzen weiß, soll unser Schiff

erst euch nach Afrika bringen, und dann mich in mein Vaterland, mein schönes Frankreich, zurückführen."

Ein Freudenschrei brach aus dem Munde der beiden entzückten Schwarzen, und sie fielen dem gütigen, dem freundlichen Gebieter zu Füßen, seine Hände mit Küssen bedeckend, mit Wonnethränen überströmend. Monsieur Barbier streichelte gemüthlich ihre wolligen Köpfe und richtete sie auf. „Dankt mir nicht," sagte er. „Mich dünkt, ich bin tiefer in eurer Schuld, als ihr in der meinigen. Doch halt, was ist das!"

Aus der Pflanzung drang ein wildes Geschrei herüber, und man erblickte Lichter und Fackeln, die sich um das Herrenhaus bewegten, es mit grellem Scheine beleuchtend.

„Dankt dem großen Geiste, Herr!" sagte Loango nach langer Pause. „Ihr seid einer großen Gefahr entronnen. Der Aufstand bricht los. In weniger als einer Stunde wird die ganze Insel in Flammen stehen."

„Ha! so nahe war das Verderben?" rief Monsieur Barbier. „Warum warntest du mich nicht früher, Loango?"

„Meine Landsleute mißtrauten mir; sie verhehlten mir, wie Euch, die Stunde der Empörung.

Sie kannten meine Anhänglichkeit an Euch, meine Gesinnungen. Ich selbst glaubte nicht, daß die Gefahr so nahe sei."

„Nun, so laßt uns Gott preisen, der uns so gnädig geführt hat!" rief Monsieur Barbier, dankend die Hände zum Himmel emporhebend.

Still und ruhig standen nun Alle, mit gespanntem Auge das Treiben der Schwarzen beobachtend. Sie vernahmen ihr wildes Geschrei, ihr Jauchzen, ihre Ausbrüche einer ungezügelten Freude. Bald schlug eine Flamme aus dem Dache des Hauses, stieg hoch auf und griff mit rasender Schnelle um sich. Der Platz um das schöne Gebäude war hell erleuchtet. Man sah die Schwarzen, wie sie mit wilden Sprüngen das Haus umtanzten.

Der Anblick schmerzte Mousieur Barbier, und er bat den Kapitän, die Anker zu lichten und langsam an der Küste entlang zu fahren. Die Segel wurden ausgebreitet, und in ruhigem Laufe durchschnitt das Schiff die Wellen. Man näherte sich Herrn Bombelles Pflanzung. Schon in einiger Entfernung sah man die rothe Lohe der ebenfalls in Brand gesteckten Gebäude den Himmel färben und die Nacht erhellen. Nicht ohne Besorgniß um das Schicksal seines Nachbars starrte Monsieur Barbier auf das schreckliche Schauspiel. Man kam

näher und näher, man vernahm das Gebrüll der empörten Neger, man hörte einige Flintenschüsse. Dann war's einige Minuten still. Plötzlich aber erschallte lauter als je zuvor das Jauchzen der Sclaven, und in eben diesem Augenblicke segelte das Schiff um eine kleine, vorspringende, waldbedeckte Landzunge, welche bisher den Anblick der Pflanzung dem forschenden Auge Monsieur Barbiers entzogen hatte. Jetzt lag sie dicht vor ihm, und mit Entsetzen erblickte er Herrn Bombelles und seinen Vogt Courval in den Händen der wüthenden Neger. Das brennende Gebäude verbreitete Tageshelle, und die Entfernung, die das Schiff vom Herrenhause trennte, war gering. Monsieur Barbier sah, wie seinem Nachbar und dessen Vogte von den Schwarzen der Schädel zerschmettert ward. Einen leisen Schrei ausstoßend, verhüllte er seine Augen, und blickte erst wieder auf, als die Scene des Schreckens weit hinter ihm lag.

Der überall geröthete Himmel, die Flammen, die nah und fern von der Insel aufstiegen, das dumpfe, verworrene Geräusch, das in sein Ohr drang, überzeugte Monsieur Barbier vollends, daß die Neger auf ganz Domingo sich erhoben hatten, wie Ein Mann, um die Fesseln der Weißen zu zerbrechen und ihre Peiniger zu erschlagen. Sein

Herz war betrübt; denn wenn er auch die Schwarzen nicht tadeln konnte, da ihm die Grausamkeit der meisten Pflanzer nur zu wohl bekannt war, so lebte ihm doch mancher Freund, mancher werthe Bekannte auf der Insel, dessen leicht zu errathendes, trauriges Schicksal ihm nahe ging. Er begab sich hinab in seine Kajüte und ließ sich mehrere Stunden lang nicht sehen.

Kassango und Loango aber drückten sich die Hände, und schauten mit begeisterten Blicken auf die Insel hinüber, die jetzt nachgerade in der Ferne verschwand.

„Unsere Brüder schwingen das Schwert der Vergeltung!" sagte Loango mit tiefer, energischer Stimme. „Sie werden freie Männer sein, und nie wieder wird das Joch der Weißen ihren Nacken wund drücken. Wünschen wir ihnen Glück, Kassango!"

„Heil ihnen!" rief der Jüngling. „Heil aber auch uns, die wir unser Vaterland wieder sehen werden!"

Sie umarmten sich, und plauderten noch lange von der Freude, welche ihre Heimkehr in den Herzen ihrer Lieben erwecken werde.

Zehntes Kapitel.

Schluß.

Der Abend dämmerte. Strahlend in goldenem Glanze war die Sonne untergegangen, und im milden Zwielicht schritten zwei Neger, ein Jüngerer und ein Aelterer, von der Westküste Afrika's dem Innern des Landes zu. Sie gingen an einem Bache entlang, der seine Wellen dem Meere zurollte. Mit beflügelten Schritten eilten sie vorwärts.

„Ha!" sagte der Jüngere zum Aeltern, „ha! welche Freude, wenn wir in die Hütte treten, und die Aeltern, die Schwester uns wiedersehen! Ob sie uns wohl noch kennen?"

„Zweifle nicht daran," entgegnete lächelnd Loango, „Mutteraugen sehen scharf!"

„So laß uns eilen!" bat Kassango.

Und sie eilten weiter, ohne ferner Worte zu wechseln. Innerlich jauchzend erkannte Kassango jede Baumgruppe, deren Zweige er erstiegen, jeden freien Platz im Gebüsch, wo er geruht, ja fast jeden Stein wieder, über den er in seiner Jugend gesprungen war. Sein Herz pochte stürmisch im Vorgefühl der Freude des Wiedersehens.

„Noch zweihundert Schritte und wir sind da!" flüsterte er halb athemlos.

Er ging noch schneller; er trat aus dem Gebüsch; er schaute, und stieß einen Schreckensruf aus.

„Sie sind fort, Loango!" rief er in trostloser Trauer des bittersten Schmerzes. „Wo sollen wir sie suchen?"

Loango trat schnell vor und warf einen scharfen Blick umher. Die Hütte lag noch da, wie er sie das letzte Mal gesehen hatte, in Trümmern, die vom Brande geschwärzt erschienen; die zerstörten Ställe waren nicht wieder aufgebaut, die verwüsteten Maisfelder nicht wieder bestellt und besäet. Aber drüben am Bache erhob sich ein leichter Bau. Dorthin schritt er.

Ehe er das Häuschen erreichte, öffnete sich dessen Thür und ein Schwarzer trat hervor. Er erblickte Loango und dessen jungen Freund, und näherte sich ihnen rasch.

„Wer seid ihr? Wen sucht ihr hier?" fragte er lebhaft.

Loango, der keine Ursache hatte, seinen und Kassango's Namen zu verbergen, nannte sie. Der Fremde stieß ein Freudengeschrei aus, und warf

sich vor Kassango nieder, die Stirn bis in den Staub hinab beugend.

„Sei gegrüßt in deiner Heimath, Sohn meines Königs!“ so rief er, „lange, lange schon haben wir dich mit Sehnsucht erwartet!“

Kassango stutzte; Loango aber sagte rasch: So hat mein theurer Herr also wieder den Thron seiner Väter bestiegen? Sprich, wo finden wir ihn?“

„Wo ist mein Vater?“ rief auch Kassango. „Lebt er? Lebt meine Mutter, meine Schwester?“

„Sie leben, aber in Traurigkeit, denn du mangelst ihrem Glücke. Nun du zurück bist, wird Alles Freude und Glückseligkeit sein.“

„Führe mich zu ihnen!“ befahl Kassango. „Mein Herz schlägt ihnen entgegen! Ich sehne mich, sie in meine Arme zu schließen.“

Der Schwarze führte drei kostbare vogelschnelle Rosse herbei. Sie wurden bestiegen, und mit dem Sturmwind in die Wette flogen die edlen Thiere durch die Nacht dahin. Unterwegs erzählte der Führer auf die vielfachen Fragen Kassango's Folgendes:

„Mehrere Jahre sind es her, da wurde in einem Aufruhre der Fürst Mongo von seinen Unterthanen getödtet. Mit eiserner Hand hatte er das

Scepter geführt, und die Völker sehnten sich nach einer milderen Herrschaft. Man erinnerte sich des edeln Zambo, und einige seiner vormaligen Unterthanen wollten wissen, er sei westwärts geflohen an das Meer, wo er in stiller Verborgenheit lebe. Eine Gesandtschaft ging an ihn ab. Sie bestand aus alten, treuen Dienern, deren heißester Wunsch es war, ihren guten Herrn aufzufinden und ihn in seine Herrschermacht wieder einzusetzen. Sie begegneten auf dem Wege einem Manne, einer Frau, einem Mädchen, die große Heerden vor sich hertrieben. Sie näherten sich der kleinen Karavane, sie faßten den Mann in's Auge, und siehe, sie erkannten in ihm Zambo, ihren rechtmäßigen König. Jubelnd begrüßten sie ihn, erzählten ihm den Wechsel der Dinge, und führten ihn mit sich in sein Land zurück. Er bestieg den Thron und herrscht nun über ein Volk, das seine Weisheit segnet, und Blut und Leben für ihn hingeben würde."

„Und ist er wohl, ganz wohl?" fragte Kassango. „Hat er Euch nicht von dem Ueberfalle der Weißen erzählt? Sagte er nicht, daß er verwundet, daß ich und mein treuer Freund ihm entrissen wurden?"

„Er sagte es," entgegnete der Fremde. „Aber seine Wunde ward bald geheilt, und er hoffte auf

Eure Rückkehr. Euch zu empfangen und zu ihm zu führen, ward alljährlich einer seiner Feldherren an das Meeresufer gesandt, und harrte Eurer Ankunft. Mich begünstigte der große Geist, und ich geleite Euch zu seinem Herrschersitze. Jubel wird erschallen durch das ganze Land, wenn Eure Heimkehr kund geworden sein wird. Denn wie der König, fast mit gleicher Sehnsucht erwartet Euch sein ganzes Volk."

„Und wo werde ich meinen Vater finden?" fragte Kassango.

„Am Cattuasee, in seinem vormaligen Palaste."

„O weh, da haben wir noch lange zu reiten, bis wir in seine beglückende Nähe kommen!" seufzte der Jüngling, und gab seinem Rosse die Sporen, wie um seinen schnellen Lauf noch mehr zu beflügeln. Loango mäßigte seine Ungeduld.

„Ehe drei Tagereisen vergehen," sagte der treue Diener, „werden wir dort sein. Zügle deine Hitze, Kassango!"

Der Jüngling reichte dem geprüften Freunde die Hand, und befolgte die wohlgemeinte Weisung.

Am Abend des dritten Tages hielten die dampfenden Rosse vor Zambo's Palaste. Die Reiter stiegen ab, stürzten hinein in die inneren Räume des weitläufigen Gebäudes, und Kassango, Loango lagen in den Armen der beglückten Aeltern, der freudeweinenden Schwester.

Welches Wiedersehen nach so langer Trennung, so vielen überstandenen Gefahren!

Werfen wir einen Schleier darüber; das höchste Glück, der tiefste Schmerz können nur gefühlt, nicht durch Worte geschildert werden.

Loango erntete den Lohn für seine Treue, seine Aufopferung. Des Königs Tochter ward seine Gemahlin; er stand dem Throne am nächsten; Zambo betrachtete ihn wie einen Bruder; Kassango ehrte und liebte ihn, wie einen zweiten Vater. Er wirkte thätig für das Wohl und das Glück seines Volkes. Er streute den Samen des Christenthums in die Herzen des Königs und seiner Unterthanen, und der Same schoß in herrlichem Gedeihen hoch auf, und Zambo beherrschte nach wenigen Jahren ein gesittetes, frommes und gottseliges Volk.

Noch lebt und waltet und wirkt Loango, ein ehrwürdiger Greis, in seinem Palaste am Cattuasee, und sein königlicher Freund Kassango, der Nachfolger auf dem Thron eines edlen Vaters, lauscht auf seine Rathschläge mit Ehrfurcht und Liebe, und vergißt nimmer, welcher Dank dem treuesten aller Diener, seinem Lebensretter und Beschützer gebührt. Das Volk segnet den König und seinen weisen Rathgeber Loango.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann, Franz,

Loango Eine Negergeschichte für die Jugend und deren Freunde. Von Franz Hoffmann. Mit 4 Stahlstichen

Stuttgart 1848

P.o.germ. 1982 z#Beibd.3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128306-1